

Zeitschrift: Tugium : Jahrbuch des Staatsarchivs des Kantons Zug, des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie, des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug und der Burg Zug

Herausgeber: Regierungsrat des Kantons Zug

Band: 39 (2023)

Rubrik: Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Das Jahr im Überblick

Die historisch gewachsene Kulturlandschaft des Kantons Zug ist seit Jahrzehnten einem raschen und grossen Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum ausgesetzt. Welchen Stellenwert unsere Gesellschaft dem Kulturerbe beimesse will, gilt es stets neu zu verhandeln. Aktuell stecken viele Zuger Gemeinden mitten in der Ortsplanungsrevision und setzen sich intensiv mit der Nutzung ihrer Flächen und Zonen, mit Verdichtung, Wachstum, aber auch Themen wie Ortsbildschutz und dem Erhalt des Kulturerbes auseinander.

Zukunft hat Herkunft

Kulturgüter – ob versteckt im Boden oder als Baudenkmäler sichtbar – erzählen Geschichten über die Menschen und ihre Lebensweise, sind nicht reproduzierbare Zeugnisse der Vergangenheit. Dank ihnen sind unsere Orte unverwechselbar. Denkmälern einen Platz im Heute einzuräumen und sie mit in die Zukunft zu nehmen bedeutet also auch, den Lebensraum von morgen zu gestalten. Wer will schon in einem gesichts- und geschichtslosen Umfeld leben?

Das Amt für Denkmalpflege und Archäologie hat nicht nur den gesetzlichen Auftrag, das bauhistorische und das archäo-

logische Erbe für heutige und zukünftige Generationen nachhaltig zu sichern, sondern auch für seinen Wert zu sensibilisieren. «Zukunft hat Herkunft» – mit diesem Leitsatz informiert das Amt daher mit Baustellenplakaten seit Herbst 2022 Passantinnen und Passanten über den Stellenwert eines Denkmals, seine Geschichte(n), die Bauuntersuchungen und die geplante denkmalpflegerische Sanierung (Abb. 1). Damit soll das Interesse am baukulturellen Erbe geweckt werden. Der Slogan soll zum Ausdruck bringen, dass sorgfältige bauliche Entwicklungen immer eine Auseinandersetzung mit dem voraussetzen, was bereits da ist, also mit der historischen Substanz.

Von der Betonkirche bis zur schmucken Kleinbaute

Im Berichtsjahr haben die Gebietsdenkmalpflegerinnen und -pfleger zahlreiche Sanierungen von Baudenkmälern im ganzen Kanton begleitet. In enger Zusammenarbeit mit Architekten und Bauherrschaften wurden Lösungen für eine zeitgemäss Nutzung der Denkmäler gefunden und umgesetzt. Ziel war und ist es, dass bei Bauprojekten möglichst vor Gesucheingabe ein Austausch mit dem Amt stattfindet. So konnten



Abb. 1 Die Baustellenplakate mit dem Leitsatz «Zukunft hat Herkunft» informieren die Bevölkerung über die Geschichte(n) eines Denkmals und die geplante Sanierung. Marcel Güntert (Gemeindepräsident Oberägeri), Pirmin Meier (Eigentümer und Bauherr) und Karin Artho (Leiterin Amt für Denkmalpflege und Archäologie) freuen sich, dass das 350-jährige Baudenkmal in Oberägeri erhalten bleibt.

die Projekte verfeinert und die anschliessende Behandlung im Baubewilligungsverfahren effizienter abgewickelt werden. Stellvertretend für die abgeschlossenen Projekte seien hier die Renovation der reformierten Kirche von Risch, eines Betonbaus aus dem Jahre 1971, und die Sanierung des Portierhauses, eines schmucken Kleinbaus als historisch bedeutenden Bestandteils des ehemaligen Papieriareals in Cham, erwähnt.

Bei den Schutzabklärungen ging die Anzahl neuer Anträge nach einer starken Zunahme der eingereichten Gesuche infolge der Gesetzesrevision Ende 2019 wieder etwas zurück. Dennoch bewegen sie sich gegenüber den Jahren vor der Revision immer noch auf hohem Niveau. Es konnten überdurchschnittlich viele laufende Verfahren abgeschlossen werden: 36 Objekte wurden aus dem Inventar der schützenswerten Denkmäler entlassen, 34 Objekte fanden Aufnahme ins Verzeichnis der geschützten Denkmäler.

Vom jungsteinzeitlichen Grab bis zur historischen Mühle

Ein aussergewöhnlicher archäologischer Fund wurde bei den Aushubarbeiten zur Erweiterung des Schulhauses Sternmatt in Baar entdeckt: Tief unter den Kiesablagerungen der alten Lorze im Zentrum von Baar kam ein 4500-jähriges Grab aus der Jungsteinzeit zum Vorschein. Eindrückliche Ergebnisse zeigten auch die Rettungsgrabungen im Kiesabbaugebiet von Cham-Oberwil. Die gefundenen Münzen stammen aus der Zeit vor dem Auszug der einheimischen Helvetier Richtung Süden, noch bevor sie von Julius Caesar bei Bibracte geschlagen und zurück in die Heimat geschickt wurden. Zahlreiche Feuergruben lieferten zudem neue Erkenntnisse über die Tätigkeiten bronzezeitlicher Menschen.



Abb. 2 Das Mittelalterfest versetzte die Zuger Altstadt in die Zeit ihrer Entstehung zurück. Das Amt für Denkmalpflege und Archäologie bot an seinem Stand Publikationen an und präsentierte Funde aus mittelalterlichen Häusern, im Bild Gabi Meier Mohamed und Sara Bertini im Gespräch mit Standbesucherinnen.

Die Bauuntersuchungen von Objekten, denen ein Umbau oder Abbruch bevorstand, lieferten Erkenntnisse zur Lebenswelt unserer Vorfahren. So konnte bei der Binzmühle bei Rotkreuz, die aktuell saniert wird, einer der wohl frühesten Industriekomplexe in der Gemeinde Risch erforscht werden.



Abb. 3 An den Europäischen Tagen des Denkmals führten Christine Baumgartner und Michael Cerezo an einem Architekturspaziergang entlang des Chamer Seeufers von der Täubmatt über die Villette bis zum Schlosspark St. Andreas.

Es fanden sich Spuren der Energiegewinnung durch Wasserkraft aus dem Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Oder in der Zuger Altstadt wurde hinter den Fassaden des sogenannten «Schubladenhauses» an der Ecke Seestrasse/Raingässli eine über 500-jährige Hausgeschichte aufgedeckt.

Die Erschliessung und Digitalisierung von Altbeständen im Planarchiv wurde weiter vorangetrieben. Die digitalen Unterlagen und deren Verwaltung in der zentralen Datenbank erleichtern die Recherchen für das Amt sowie für externe Kundschaft. Umfangreiche Verwaltungs- und Objektakten wurden gemäss Archivierungsvereinbarung dem Staatsarchiv übergeben.

Mittelalterfest und Denkmaltage

Mit öffentlichen Vorträgen und Führungen, gezielter Medienarbeit und Publikationen informierte das Amt über seine Aufgaben, archäologische Entdeckungen und denkmalpflegerische Tätigkeiten.

Im April wurde das «Denkmal Journal» lanciert, das über beispielhafte Denkmalsanierungen orientiert. Im Tugium 2022 wurde bereits darüber berichtet. Das fortan jährlich erscheinende Journal lässt Beteiligte mit unterschiedlichen Rollen und Funktionen zu Wort kommen, es will informieren, vermitteln und den konstruktiven Dialog fördern. Die überaus gut besuchte Vernissage zeugte von grossem Publikumsinteresse.

Am beliebten Zuger Mittelalterfest war das Amt mit einem Stand präsent. Es zeigte Funde aus mittelalterlichen Häusern und lockte mit Mitmach-Angeboten Gross und Klein an (Abb. 2). Die Europäischen Tage des Denkmals verzeichnen von Jahr zu Jahr mehr Besucher: Über 1500 Interessierte nahmen an den zahlreichen Führungen teil, die das Amt zusammen mit verschiedenen Partnerorganisationen unter dem Jahressmotto «Freizeit» anbot (Abb. 3).

Und zu guter Letzt: Nach mehr als 31 Jahren beendete Stefan Hochuli im Mai 2022 seine Tätigkeit als Kantonsarchäologe beim Kanton Zug, davon die letzten 21 als Amtsleiter. Ich durfte ein fachlich und betrieblich sehr gut funktionierendes Amt und ein engagiertes Team übernehmen, das sich mit Freude und Sorgfalt für die Kulturgüter des Kantons Zug einsetzt. Dafür danke ich ihm sehr herzlich!

*Karin Artho, seit Mai 2022 Amtsleiterin,
Kantonale Denkmalpflegerin/Kantonsarchäologin*

Unterschutzstellung und Aufnahme ins Verzeichnis der geschützten Denkmäler bzw. Entlassung aus dem Inventar der schützenswerten Denkmäler im Jahr 2022

Im Jahr 2022 wurden 34 Baudenkmäler und Objekte neu ins Verzeichnis der geschützten Objekte aufgenommen:

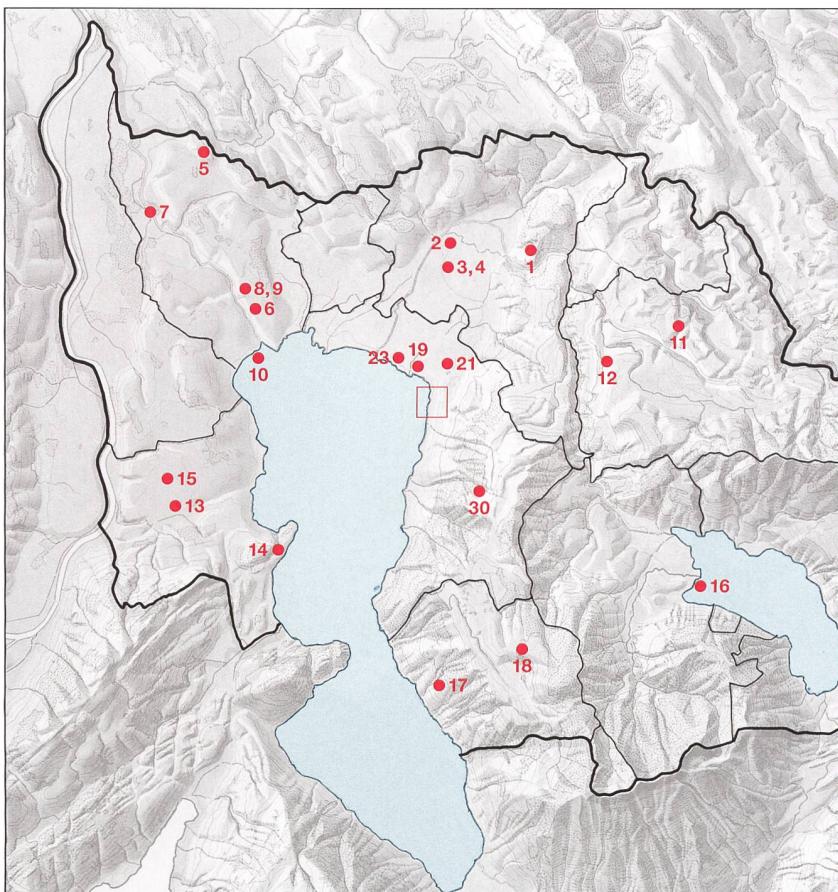
Baar	Doppelwohnhaus Blickensdorferstrasse 10/12 (2 Ass.-Nr.)
	Brauerei Baar: Gasthaus, Silo-/Sudhaus und Brunnenhaus, Langgasse 41 (3 Ass.-Nr.)
	Bauernhaus Oberbrüglenweg 15
	Wohnhaus Sternenweg 9
Cham	Gasthaus «Kreuz», Gemeindehausweg 2, Luzernerstrasse 14
	Speicher mit Trotte Blegihof, Plegi 1
Hünenberg	Bauernhaus und Brennhaus Marlachen 1 (2 Ass.-Nr.)
Menzingen	Mutterhaus des Instituts Menzingen: Kirchen- und Westtrakt, Friedhofsanlage mit Säulenhalle, Einsiedelei und Friedhofsmauer, Hauptstrasse 11 (4 Ass.-Nr. und zwei Objekte ohne Ass.-Nr.)
	Wohnhaus «Seerose», Wilen 6
Risch	Binzmühle: Ehemaliges Mühlewohnhaus mit Süd-anbau und Remise, Binzmühlestrasse 1 (3 Ass.-Nr.)
Unterägeri	Ehem. Kinderheilstätte «Altes Heimeli», Heimelistrasse 41
	Bossard Schule (ehem. Kinderheim): Villa, Knabehaus, Teile des Knöpflihauses und Gartenpavillon, Zugerstrasse 15 (4 Ass.-Nr.)
Zug	Orangerie der Villa Bethlehem, Artherstrasse 20
	Waschhaus des Wohnhauses «Zum Frauenstein», Hofstrasse 4
	Wohnhaus mit ehemaliger Brennerei, Knopfliweg 4
	Ehem. Schlachthaus mit Schweinemetzgerei und Remise, Knopfliweg 6
	Wohn- und Geschäftshaus Metallstrasse 1
	Wohnhaus Poststrasse 12
	Wohnhaus (hofseitiger Erweiterungsbau) St.-Oswalds-Gasse 11
	Wohn- und Geschäftshaus Zeughausgasse 11

Aus dem Inventar der schützenswerten Denkmäler wurden total 36 Objekte entlassen:

Baar	11
Cham	1
Hünenberg	1
Menzingen	1
Neuheim	1
Oberägeri	1
Unterägeri	5
Walchwil	2
Zug	13

Aus dem Verzeichnis der geschützten Denkmäler wurde kein Objekt entlassen.

Ausgewählte Objekte und Kurzberichte



Kanton Zug (oben) und Stadt Zug (unten). Objekte, die im Jahr 2022 vom Amt für Denkmalpflege und Archäologie bearbeitet wurden und in den Rubriken «Ausgewählte Objekte» bzw. «Kurzberichte» vorgestellt werden.

- 1 **Baar, Baarburg**
- 2 **Baar, Obermühle 1**
- 3 **Baar, Sternenweg 9**
- 4 **Baar, Sternmattstrasse 10**
- 5 **Cham, Äbnetwald, Erweiterung 5.3/5.4**
- 6 **Cham, Gartenstrasse 16**
- 7 **Cham, Hagendorf**
- 8 **Cham, Maschinengasse**
- 9 **Cham, Papieriplatz 2**
- 10 **Cham, Zugersee, Strandplatte vor Villette und St. Andreas**
- 11 **Menzingen, Kirchgasse 2–4**
- 12 **Menzingen, Schönbrunn**
- 13 **Risch, Reformierte Kirche Rotkreuz**
- 14 **Risch, Rischerstrasse 23**
- 15 **Risch, Rotkreuz, Industriestrasse 6**
- 16 **Unterägeri, Ägerisee, Flachwasser vor Riederer**
- 17 **Walchwil, Dorfstrasse 13**
- 18 **Walchwil, Pfaffenboden, Buschenchappeli**
- 19 **Zug, Chamerstrasse 11**
- 20 **Zug, Kirchmattstrasse 1**
- 21 **Zug, Metallstrasse 1**
- 22 **Zug, Neugasse 29**
- 23 **Zug, Quartier Herti**
- 24 **Zug, Seestrasse 1**
- 25 **Zug, Seestrasse 15**
- 26 **Zug, Terrassenweg 1–9 und Rothusweg 1–11a**
- 27 **Zug, Unterstadt 22**
- 28 **Zug, Zeughausgasse 13**
- 29 **Zug, Zeughausgasse 19**
- 30 **Zug, Zugerberg, Schönfels 5**

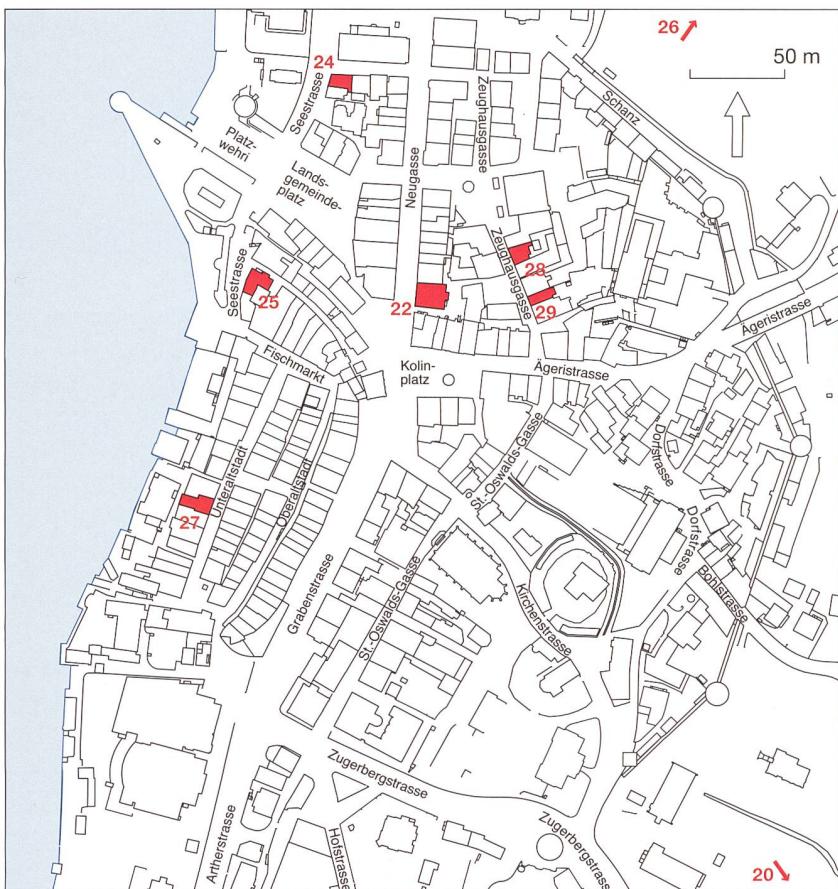




Abb. 1 Risch, Reformierte Kirche Rotkreuz. Ansicht von Westen. Der Kirchturm mit offenem Geläut wächst gewissermassen aus dem Kirchenraum heraus.

Risch, Reformierte Kirche Rotkreuz

Der expressive Betonbau ist frisch saniert

Bevölkerungswachstum und allgemeine Aufbruchstimmung führten in der Nachkriegszeit schweizweit zu einem regelrechten Kirchenbau-Boom, so auch im Kanton Zug. Wie in anderen Zuger Gemeinden stiegen in Rotkreuz die Einwohnerzahlen ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stark an, sodass der Ruf nach einer eigenen Kirche für die protestantischen Einwohnerinnen und Einwohner immer lauter wurde. 1954 kaufte die reformierte Kirchgemeinde Land zum Bau einer Kirche und 1960 richtete sie eine Kirchenbaukommission ein. Wenig später, 1961/62, folgte ein Wettbewerb, aus dem drei Projekte zur Weiterbearbeitung auserkoren wurden. Nach verheissungsvollem Start geriet die Projektierung jedoch bald ins Stocken, da sich die Planungsgrundlagen unverhofft geändert hatten. 1962 wurde an der Buonaserstrasse neben dem vorgesehenen Bauplatz ein grösseres Wohn- und Geschäftshaus erbaut. Das Baugelände erwies sich nun für eine Kirche als ungeeignet und die erarbeiteten Entwürfe verloren ihre Gültigkeit. Erst nach langen Verhandlungen gelang es der Baukommission, das sogenannte Chalet Bergli auf der zentral gelegenen Hügelkrone zu erwerben und damit Bau-land für den Kirchenbau zu gewinnen. In der Folge wurde zusätzliches Land zugekauft. Aus Zeitgründen wurde der Bauauftrag schliesslich direkt an den Erstprämierten, Benedikt Huber (1928–2019), vergeben. Der für seine modernen Kirchenbauten bekannte Zürcher Architekt legte im Januar 1968 unter Beteiligung seiner Frau, der Innenarchitektin Martha Huber-Villiger (1926–2017), ein neues Projekt vor. Baubeginn war im Juni 1969, die feierliche Einweihung fand am 16. Mai 1971 statt.



Abb. 2 Aussenansicht von Süden mit Vorplatz und Eingangssituation. Mit der Betonsanierung erhielt das durch frühere Massnahmen verunklärte Fassadenbild wieder einen einheitlichen Ausdruck.

Der geschickt auf der Topografie des Hügels angeordnete Kirchenbau erhebt sich über aufgefächertem Grundriss und tritt als expressiv modelliertes Sichtbeton-Volumen in Erscheinung (Abb. 2). An der nordwestlichen Gebäudecke ragt ein markanter, aus dem Kirchenraum herauswachsender Turm mit dreiteiligem offenem Geläut auf (Abb. 1). Ein wuchtiges, eternitverkleidetes Pultdach deckt die Kirche und prägt deren Süd- und Ostansicht. Neben der plastisch geformten, scharf geschnittenen Gebäudehülle kennzeichnet vor allem die «Béton Brut»-Materialisierung mit sägeroher Brettschalungsstruktur die äussere Gesamterscheinung. Im Innern dominieren grober Kellenwurfputz, Sichtbeton, Klinker und Holz. Das Erdgeschoss nimmt den Kirchenraum, eine Sakristei und eine Vorhalle auf, im Untergeschoss finden sich ein unterteilbarer Mehrzweckraum, Gemeinschaftsräume, Toiletten und Kellerräume.

Die reformierte Kirche Rotkreuz ist ein bedeutendes spätes Beispiel der expressiven, plastischen Kirchenarchitektur der 1960er Jahre im Kanton Zug. Mit der Betonkirche schuf der Architekt Benedikt Huber ein für die Region aussergewöhnliches, von zeittypischen gestalterischen wie liturgischen Ideen beeinflusstes Werk der Nachkriegsmoderne, das bis heute durch seine klar durchdachte Ästhetik und Materialität besticht. Der markante Bau auf dem Hügel oberhalb des Bahnhofs war im Verlauf der Jahre mehrfach den Bedürfnissen angepasst worden. Auch die Umgebungsgestaltung des Kirchenvorplatzes entlang der West- und der Ostfassade war dabei verändert worden. 1994 erfolgten im Innern und Äussern Sanierungen und Umbauten. 1998/99 machten durch

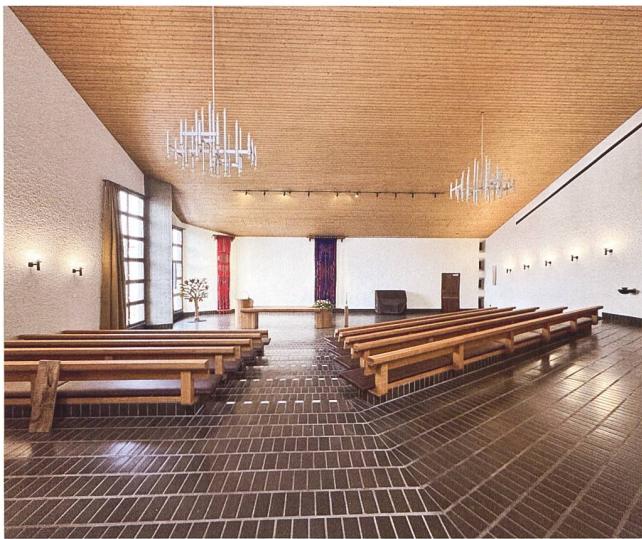


Abb. 3 Der Kirchenraum nach der Renovierung mit neuen, sich an den Bestand anlehnnenden Wandleuchten.

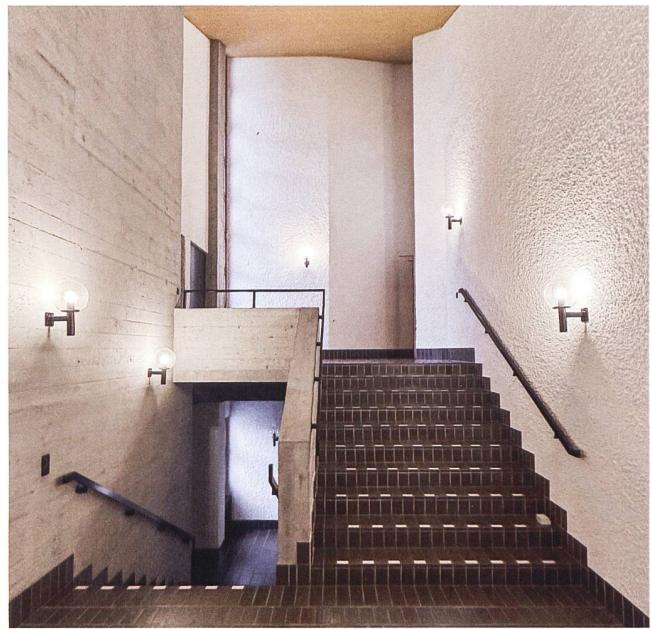


Abb. 4 Blick ins Treppenhaus zwischen den beiden Geschossen.

Rissbildung entstandene Feuchtigkeitsprobleme eine grössere Sanierung der Sichtbetonfassade nötig. Der dazu aussen angebrachte Schutzanstrich überdeckte das Schalungsbild in den betroffenen Bereichen. 2001 wurden die ursprünglichen, feingliedrigen Holzfenster (Meranti-Tropenholz) im gesamten Bau mit Ausnahme des Eingangsbereichs durch neue Holz-Metall-Fenster ersetzt.

Trotz dieser Eingriffe sind die Strukturen und Oberflächen des modernen Kirchenbaus weitgehend gut erhalten geblieben. Mit der aktuellen, 2023 abgeschlossenen Sanierung setzte sich die Reformierte Kirche des Kantons Zug zusammen mit den Planern zum Ziel, einige ungünstige Veränderungen zu beheben und die Kirche wieder möglichst nahe an das originale Erscheinungsbild heranzuführen. Zudem sollte sie weitgehend barrierefrei zugänglich gemacht werden. Der Denkmalpflege war wichtig, die Aspekte des Baus als Zeuge für seine Zeit zu bewahren: so die bewusste Gestaltung mit Beton, das architektonische Konzept des «bergenden Daches» als Zelt für die ecclesia peregrinans – das wandernde Volk Gottes –, wie auch die räumliche Struktur und Atmosphäre des Kirchenraums (Abb. 3).

Dem Architekten Oliver Guntli und dem Landschaftsarchitekten Benedikt Stähli ist es gelungen, diese Zielsetzung mit wenigen, aber präzisen Massnahmen zu erreichen. Aufgrund von neuen Rissen und Abplatzungen stand hauptsächlich die Sanierung der Betonfassade an, was die Gelegenheit bot, dem etwas verunklärten Fassadenbild wieder einen einheitlichen Ausdruck zu verleihen. Auch war es an der Zeit, die spröd gewordenen Eternitschiefer durch neuen, asbestfreien zu ersetzen. Der bestehende, östliche Seiteneingang in den Kirchenraum wird zum barrierefreien Zugang über eine

flachere Rampe erreicht und mit einem neuen Glasdach bedeckt. Nebst dem Bedarf, ein neues IV-WC einzurichten, die sanitären Einrichtungen und die Küche im Mehrzweckraum umzugestalten, gab es auch den Anspruch, Einbauten und Oberflächen aus jüngerer Zeit zu entfernen und die bereits einmal erneuerten Polster der Kirchenbänke durch neue, sich an die Originalpolsterung anlehnnende zu ersetzen. Auch bei der Wahl der neuen Wandleuchten, welche die bestehenden ersetzen, hat sich der Architekt am Bestand von 1970 orientiert, jetzt neu mit LED-Leuchtmitteln ausgerüstet (Abb. 4).

Der Landschaftsarchitekt Benedikt Stähli hat mit ebenso sorgfältigen Eingriffen die bestehende Umgebungsgestaltung der Kirche wieder aufgewertet. Die neue Platz- und Wegbeleuchtung bezieht sich, wie auch die Kirchenbeleuchtung, auf den Bestand, eine zusätzliche Beleuchtung wird unauffällig in Handläufe integriert. Nebst dem Teilersatz des Baum- und Heckenbestandes, dem Anpassen der bestehenden Rampen und der Treppe und der Neuanordnung der Parkplätze ist der mit Verbundsteinen gepflasterte Kirchenvorplatz mit Sitzbänken und einem Brunnen von Roland Heini neu möbliert worden.

GS-Nr. 48, 773, Ass.-Nr. 410a.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anke Köth (Baubegleitung) und Michael Cerezo (Fachbericht).

Planung/Bauleitung: Guntli Architektur GmbH, Baar; Benedikt Stähli Landschaftsarchitektur, Cham.

Betonanierung: Marianne Huber, Steckborn; De Lucia Bautenschutz und Renovation, Zürich; Bildhauer (Brunnen): Roland Heini, Stansstad. Literatur: Richard Hediger, Risch, Geschichte der Gemeinde, Rotkreuz 1987, 176 f. – Heinz Horat, Moderner Kirchenbau im Kanton Zug. In: Tugium 6, 1990, 104 f. – Protestantische Kirche in Rotkreuz ZG: Architekt Benedikt Huber BSA/SIA, Zürich. In: Werk 12, 1971, 805 f. – Pius Sidler et al., Zuger Bautenführer. Ausgewählte Objekte 1902–2012, hrsg. vom Bauforum Zug, Luzern 2013, 300.



Abb. 1 Zug, Kirchmattstrasse 1. Die repräsentative Villa Marchand erstrahlt nach einer sorgfältigen Fassadensanierung in neuem Glanz.



Abb. 2 Diese aufwendige Stein- bzw. Marmorimitationsmalerei wurde 2015 unter jüngeren Farbschichten entdeckt.

Zug, Kirchmattstrasse 1, Villa Marchand

Eine elegante Villa im Grünen

Die Villa Marchand steht neben der Kirche St. Michael und unterhalb des Klosters Maria Opferung auf weiter Flur am Hang oberhalb der historischen Altstadt von Zug. Die grosszügige Liegenschaft gehört zum «Grünen Ring», einem die historische Altstadt umgebenden, locker bebauten, von Grünflächen geprägten Gebiet. Die Hänge oberhalb von Zug und entlang des Seeufers wurden ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Villen und Landhäusern in parkähnlichen Gärten bebaut. Die 1868 errichtete Villa Marchand ist ein besonders stattlicher Vertreter dieser wichtigen Entwicklungsphase Zugs. In ihrer Ausformung ist sie als herrschaftliche, klassizistische Villa erbaut. Sie zeichnet sich durch einen kompakten Baukörper mit symmetrisch gestalteter, mit grobem Wormserputz verputzter Fassade aus, die von regelmässig gesetzten Sprossenfenstern mit Vorfenstern gegliedert ist. Gurtgesimse, Eckpilaster und Fensterüberdachungen, Oculi, ein Würfelfries unter der Traufe und kassettierte Dachuntersichten akzentuierten und schmücken die Fassaden. Die dem See zugewandte Westfassade ist zusätzlich durch einen Balkon auf verzierten Konsolen und mit aufwendig gestalteten Geländern ausgezeichnet. Darunter ist die Inschrift «1868» angebracht. Das Gebäude erhebt sich im abfallenden Gelände über einem aus dem Terrain vorspringenden Sockel. Dieser von breiten Segmentbogenöffnungen geprägte Vorbau mit beidseitig akzentuierten Treppenzugängen nimmt einen offenen Vorraum mit zwei Orangerien auf. Die Haupterschliessung der Wohngeschosse erfolgt über ein zweiläufiges Treppenpodest auf der gegen den Hang gerichteten Fassade. Über die ganze Breite spannt sich hier ein auf ornamentierten

Stahlkonsolen gestütztes Vordach mit Schabracke. Überdeckt ist die Villa von einem flach geneigten Walmdach mit Naturschieferindeckung.

Im Innern der Villa zeugt die wertige Ausstattung mit hohem gestalterischem Anspruch von der grossbürgerlichen Wohnkultur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die 1930er Jahre. Hier sind aufwendig gestemmte und profilierte Wand- und Deckentäfer, Tapeten, verschiedene Parkette (Tafel-, Stern- und Fischgrätelparkett), gestemmte Türen (teilweise noch mit historischen Beschlägen) mit profilierten Rahmenblenden, hohe Einbauschränke oder ornamentierte Heizkörper zu finden. Das Treppenhaus mit grosszügiger bauzeitlicher Holztreppe, gedrechseltem Staketengeländer, Lambriens und profilierten Eckpilastern zeigt eine aufwendige Stein- bzw. Marmorimitationsmalerei mit Quadereinteilung. Die Malerei wurde 2015 entdeckt und teilweise freigelegt. Selbst die Bedienstetenkammer auf dem Dachboden ist mit einer Krallentäferausstattung versehen und weist einen hübschen historischen Heizkörper auf. Ein Komfort, der damals sicher weit zu suchen war.

Zeittypisch ist die Einbettung der Villa in eine Gartenanlage. Einst lag vor der Villa ein geometrischer Garten in französischem Stil. Er war in mehrere symmetrisch angelegte Pflanzflächen gegliedert. Auf dem grossen Grundstück gab es zudem bereits damals eine Obstwiese. Etwa um 1900 wurde der geometrische Garten, dem Zeitgeschmack entsprechend, durch geschwungene Kieswege und Beete mit Nagelfluhfassungen im landschaftlichen Stil ersetzt. Die Anlage ist heute nur noch in Teilen sichtbar. Zur Villa gehört zudem ein



Abb. 3 Die Bewohner der Villa um 1910–1912, Familie Henggeler-Gaudy. Ferdinand und seine Frau Anna stehen links, der spätere Eigentümer und Sohn Paul rechts im Bild.



Abb. 4 Die bauzeitlichen Fenster mit ihren zeit-typischen Beschlägen wurden sorgsam auf-gearbeitet und mit Isolierglas ausgestattet.

1869 entstandenes Ökonomiegebäude, ursprünglich als Stallung erstellt. Der Bau wurde anstelle einer alten Scheune an das Wohnhaus Kirchmattstrasse 3 angebaut, welches mutmasslich bereits früher als die Villa, nämlich in den 1830er Jahren, erbaut wurde.

Den Bau der Villa und des Ökonomiegebäudes beauftragte Carl August Marchand, ein Advokat aus Sonvilier im Berner Jura. Er verstarb 1882 in der Kirchmatt. Verschiedene für den Kanton Zug bedeutende Persönlichkeiten folgten ihm als Bewohner der repräsentativen Villa. Für rund 130 Jahre (ab 1883) befand sich die Liegenschaft im Eigentum der Familie Henggeler. Wolfgang Henggeler-Wickart (1824–1911) war Direktor der Inneren Spinnerei in Unterägeri und Generaldirektor der fusionierten Spinnereien Ägeri. Er hatte auch politische Ämter inne und war von 1868 bis 1873 Regierungsrat. Seinem Sohn Ferdinand Henggeler-Gaudy (1854–1936) gehörte die Liegenschaft ab 1901. Die Villa Marchand bewohnte er mit seiner Familie wohl bereits davor. Er war Direktor der Äusseren Spinnerei in Neuägeri, später Direktor der Inneren Spinnerei. Vermutlich ist er Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts für einige Neuerungen verantwortlich, die an und in der Villa nachvollzogen werden können. Wohl als 1937 sein Sohn Paul Henggeler (1898–1980) das Haus übernahm, wurde es für ihn und seine Mutter in zwei Wohneinheiten geteilt. Er war der erste vollamtliche Sekretär der Gemeinnützigen Gesellschaft Zug (GGZ), ein 1884 gegründetes, bedeutendes Sozialwerk des Kantons. Seine Mutter Anna Henggeler-Gaudy war übrigens 1960 mit ihren 94 Jahren die älteste Zuger Einwohnerin und Bürgerin.

Nachdem bereits 2016 der Terrassenvorbau saniert worden war, wurde die Villa Marchand nun einer sorgfältigen

Aussensanierung unterzogen. Das Dach wurde wie ursprünglich wieder mit Schiefer eingedeckt, eine im Kanton Zug ungewöhnliche Eindeckung, die den herrschaftlichen Anspruch des Gebäudes betont. Der Putz wurde repariert und danach die Fassaden und alle Metallarbeiten neu gestrichen. Die Farbgebung basiert auf dem bereits bei der ersten Sanierung erstellten Farbkonzept. So konnte die zurückhaltende, dabei elegante und helle Farbigkeit wieder hergestellt werden, inklusive der gelblich gefassten Eckbetonungen. Zu erwähnen sind auch die originalen Fenster, die hier glücklicherweise grossenteils noch erhalten sind und sorgsam aufgearbeitet sowie mit einer Isolierverglasung versehen wurden.

GS-Nr. 1351, Ass.-Nr. 399b.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anke Köth (Baubegleitung) und Lisa Konrad (Fachbericht).

Planung: Zünti Trinkler Architekten, Zug.

Ausführung: Schieferdach: Leo Ohnsorg AG, Cham; Verputz: Meier-Ehrenspurger AG, Zürich; Malerarbeiten: Bösiger Malerei AG, Zug; Fenster: Hauri AG Staffelbach, Die Schreinerei, Staffelbach; farb-restauratorische Untersuchung: Manuel Hebeisen, Zug (Fassaden), und Fontana & Fontana, Rapperswil-Jona (Treppenhaus).

Quellen und Literatur: Hebeisen Manuel, Dokumentation Farbuntersuch Villa Marchand (1868), 10.4.2017, Archiv ADA. – Fontana & Fontana, Untersuchungsbericht Kirchmattstrasse 1, 30.1.2015, Archiv ADA. – Ueli Kleeb, Kirchmatt Zug. Grundstück, Gebäude, Besitzer, Bewohner, 1.3.2023, Bericht für die Stadt Zug. – Inventar der neueren Schweizer Architektur, 1850–1920 (INSA), 10, 1992, 520.



Abb. 1 Zug, Seestrasse 1. An der Ecke Seestrasse/Raingässli wuchsen mehrere Häuser und Hausteile zum heutigen Gebäude zusammen.



Abb. 2 Tapeten aus sogenanntem Schweinfurter oder Pariser Grün wurden in den 1880er Jahren wegen ihres hohen Arsengehalts verboten.

Zug, Seestrasse 1, Wohnhaus

Historischer Clusterbau am Süesswinkel

Das Haus Seestrasse 1 wurde im Vorfeld von Umbau- und Renovierungsarbeiten bauhistorisch untersucht. Dabei zeigte sich, dass die Überbauung in der Ecke Seestrasse/Raingässli mehrere Gebäude umfasst, die sukzessive aneinandergebaut wurden und deren Bausubstanz teilweise ineinandergreift (Abb. 1).

Beim östlichen Nachbarhaus Raingässli 3 handelt es sich um einen Ständerbau mit bis zu 45 cm breiten und 33 cm starken, zweigeschossigen Eichenständern mit breiten Kopfhölzern. Die Wandfüllungen bestehen bei den Außenwänden aus Kantholzbalken und werden bei den Innenwänden aus Bohlen gebildet. Der Ständerbau lässt sich dendrochronologisch ins Winterhalbjahr 1467/68 und somit in die Zeit vor der Stadterweiterung ab 1478 datieren. Im Erdgeschoss haben sich an der östlichen Stubenwand wenige Reste von figürlichen und geometrischen Kalkmalereien erhalten, die von den zuständigen Restauratoren im 15. oder 16. Jahrhundert verortet werden. Sie zeigen eine knieende Heiligenfigur mit zum Gebet erhobenen Händen. Wenige parallele Linien im Gesäßbereich der Figur könnten als viel größere Hand gelesen werden, womit sich eine Interpretation als Christoforus-Darstellung anbietet. Im Geschoss darüber sind die Wände in mehreren Lagen mit Tapeten des 19. Jahrhunderts überklebt (Abb. 2).

Beidseits des Hauses führten schmale Gäßchen zum Süesswinkel, wo gemäss Luthiger Düngerstöcke und Schweinställe aufgestellt waren, die nicht ganz zum Namen des Platzes passen wollten. Als Überrest eines solchen Ökonomiegebäudes hat die Nordwand des Hauses Seestrasse 3a bis

heute überdauert. Sie zeigt eine leichte Konstruktion aus Ständern und Bohlen und niedrige Zugänge mit einfachen Brettertüren. In der Zeit um 1600 wurden die beiden Gebäude Raingässli 3 und Seestrasse 3a miteinander verbunden. Sekundär eingestellte Fachwerkwände mit dreieckigen Lüftungsöffnungen bildeten neu kleine Raumkompartimente, die zur Lagerung von Brennmaterial oder gärendem Obst gedient haben dürften.

Das als «Restaurant Gotthärdli» bekannte Haus an der Seestrasse 3 besteht in seiner heutigen Gestalt aus Fachwerk über einem gemauerten Sockelgeschoss. Die Deckenbalken im Erdgeschoss lieferten Dendrodaten im Winterhalbjahr 1616/17. An der Nordwand des Gebäudes hat sich bis heute die Dachschräge von einem Vorgänger des Hauses Seestrasse 1 als Negativabdruck erhalten.

Die Eckparzelle Raingässli/Seestrasse wurde offensichtlich mehrfach überbaut und bot spätestens ab dem 17. Jahrhundert sogar Platz für zwei Gebäude. Dies belegen nicht nur die unter zwei getrennten Nummern geführten Eintragungen im Schatzungsregister der Brandassekuranz, sondern auch eine Klage, die 1697 beim Zuger Stadtrat einging: Kaspar Frikart, damaliger Besitzer des Eckgebäudes, klagte, sein Haus werde durch das Dachwasser des östlich angrenzenden Nachbarhauses von Hans Adam Fridlin selig geschädigt.

Wie diese beiden separat überdachten Häuser an der Seestrasse 1 genau aussahen, wissen wir allerdings nicht, denn die Vorgängerüberbauung wurde 1780/81 durch den heutigen Fachwerkbau ersetzt. Das gleichzeitig errichtete Sparrendach mit stehendem Dachstuhl stösst im Süden gegen das «Restau-



Abb. 3 Die Ausgrabungen im seeseitigen Erdgeschosssaum förderten Befunde zutage, die von einer ehemaligen Schmiedewerkstatt stammen.

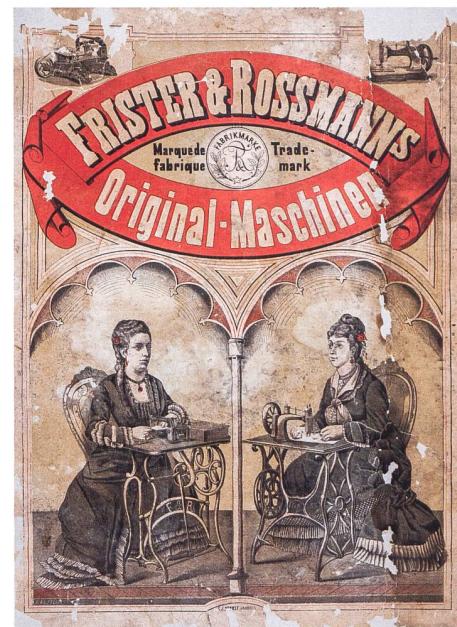


Abb. 4 Werbeplakat der Nähmaschinenfabrik «Frister & Rossmann», Ende 19. Jahrhundert.

rant Gotthärdli». Die Aufschieblinge der östlichen Dachfläche reichten einst bis zum Nachbarhaus Raingässli 3, was wohl – erneut – Probleme mit ablaufendem Dachwasser verursacht haben dürfte. Zu einem unbestimmten Zeitpunkt wurden die beiden Gebäude Seestrasse 1 und Raingässli 3 dann miteinander verbunden. Von Haus Raingässli 3 wurden dabei die westlichen Kammern des Erdgeschosses und des ersten Obergeschosses zum Haus Seestrasse 1 geschlagen, was Letzterem den klingenden Zunamen «Schublade» einbrachte.

Eine kleine Ausgrabung im seeseitigen Erdgeschoss des Hauses Seestrasse 1 brachte verschiedene Befunde zutage, die auf eine Nutzung als Schmiede hinweisen: Eine mit Tonplatten belegte Arbeitsfläche oder -plattform, ein von zwei kurzen Zungenmauern begrenzter Kanal, eine kreisrunde, sorgfältig mit Mörtel ausgestrichene Grube und mehrere von Steinen oder verkohlten Staketen eingefasste Vertiefungen und Mulden waren mit viel Schlacke und Holzkohle angefüllt (Abb. 3). Die genannten Strukturen waren in eine fast 1 m mächtige Schicht eingetieft, die Funde aus der Zeit um 1800 enthielt. Dazu gehören Iridenware mit Spritzdekor bzw. Sprenkelung, Iridenware mit schwarzbrauner Manganglasur sowie ein Tonpfeifenfragment mit dem Stempelaufdruck «GOUDA». Passend zu den Befunden sind für das Jahr 1815 ein Melchior und dessen Sohn Fidel Schwerzmann, beide Schmiedemeister, als Hausbesitzer belegt.

In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erhielt die seeseitige Fassade dann durch die Gliederung mit Pilastern und Gesimsen ein repräsentatives Aussehen. Alte Archivfotos zeigen die neu geschaffene Ladenfront und die Schaufensterauslagen mit Miedern und Stoffrollen. Demnach beherbergte die einzige Schmiedewerkstatt gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein

Aussteuer- und Lingerie-Geschäft. Zu dieser Zeit passt der Fund eines grossformatigen Werbeplakats der 1864 gegründeten Nähmaschinenfabrik Frister & Rossmann, die nach dem Ersten Weltkrieg vom Nähmaschinengiganten Pfaff aufgekauft wurde (Abb. 4). Das Plakat war bei einem späteren Umbau sekundär als Isoliermaterial zwischen die Deckenbalken eingeschoben worden.

GS-Nr. 977, Ass.-Nr. 121a.

Ereignisnr. Archäologie: 205.2.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Gabi Meier Mohamed und Melanie Mastel.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Raymond Kontic, Basel.

Farbanalysen: fontana & fontana AG, Rapperswil.

Literatur: Viktor Luthiger, Die Nachbarschaft Antonsgasse und ihre Bewohner. In: Zuger Kalender 85, 1940, 44–59.



Abb. 1 **Zug, Terrassenhäuser.** 1958–1961 erbaut von Fritz Stucky und Rudolf Meuli, Zug.

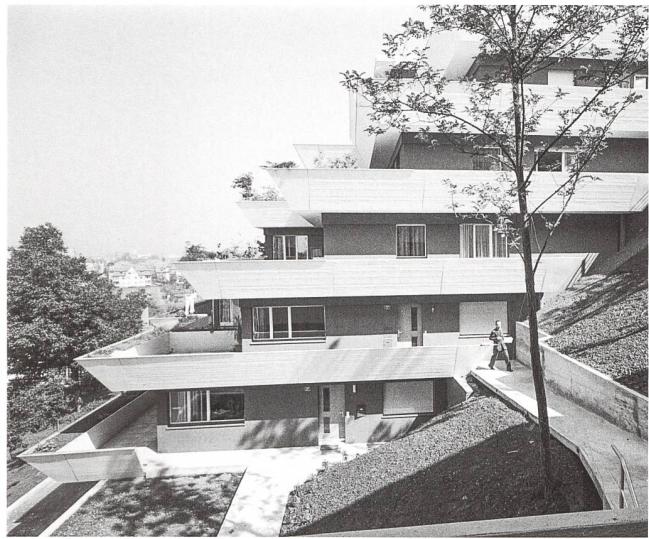


Abb. 2 Die Terrassenhäuser kurz nach Fertigstellung.

Zug, Terrassenweg 1–9 und Rothusweg 1–11a

Eine epochale bautypologische Idee

Die zwischen 1958 und 1961 vom Architekturbüro Stucky und Meuli erbauten Terrassenhäuser haben als erste Terrassenhäuser der Schweiz eine herausragende architektonische und sozialhistorische Bedeutung (Abb. 1). Vom Zuger Regierungsrat 2019 unter Denkmalschutz gestellt, stellt der Erhalt der gesamtheitlich konzipierten Anlage in ihrer Substanz und Erscheinung eine Herausforderung dar. Ein vom Amt für Denkmalpflege und Archäologie erarbeiteter Gestaltungsleitfaden unterstützt Eigentümerinnen, Planer und Behörden nun in dieser Aufgabe.

Um 1960 waren nur noch die steilen Abhänge des Zugerbergs als Bauland übrig geblieben. Dieser relativ billige Boden reizte den Zuger Architekten Fritz Stucky (1929–2014) zum Studium neuer Wohnbautypen. Die Baukommission und der Stadtrat waren gewillt, sich neue Ideen anzusehen, wie Stucky in seinem Aufsatz zu den Terrassenhäusern 1961 in der Zeitschrift «Werk» erläuterte. Mit den Terrassenhäusern in Zug antworteten Stucky und Meuli auf die damaligen Herausforderungen. Sie brachten die Vorzüge eines Einfamilienhauses in einer dichteren Überbauung unter und erschlossen steile Grundstücke. Dazu mussten sie eine Konstruktion finden, die den statischen Verhältnissen an steilen Hängen entsprach, und eine wirtschaftliche Lösung, um die hohen Fundationskosten zu tragen. Das Stockwerkeigentum, mit dem man den hohen Baukosten an Steilhängen begegnen kann, stand Stucky und Meuli noch nicht zur Verfügung. Es wurde erst 1965 im Schweizerischen Zivilgesetzbuch verankert. Aber das sogenannte Überbauungsrecht ermöglichte es, andere Liegenschaften zu überbauen. So parzellierten die

Architekten den Hang in schmale Streifen, wodurch die hohen Baukosten unter mehreren Eigentümern aufgeteilt werden konnten. Für die Abklärung der Stabilitätsverhältnisse und konstruktiven Möglichkeiten wurde der Bauingenieur Emil Schubiger (1903–1992) aus Zürich beigezogen. Als konstruktives Rückgrat der Häuser wurde eine an den Hang angelehnte, abgetreppte Fundation vorgesehen, die gegen das Gelände hin durch einen Luftraum isoliert ist. Diese Tragmauern in Eisenbeton bilden die hangseitige Verankerung der ansonsten auf einem massiven Garagenblock aufgeschichteten Terrassenhäuser. Fritz Stucky verglich die Konstruktion mit einer Treppe, «die von mehreren Wangen getragen wird und, an den Hang angelehnt, auf einem schweren Stein als Abrutschsicherung ruht. Die Treppenanlage ist in unserem Falle aus Beton, den «schweren Stein» bildet ein sehr massiver Garagenblock unten am Hang. [...] die Stockwerke sitzen auf den Stufen der Treppe, so, dass sie frei in der Luft schweben und das Terrain an keinem Punkt berühren.» (Abb. 2)

Fünf Baukörper mit 25 Wohneinheiten und den dazugehörigen Garagen bilden die Gesamtanlage. Eine mehrheitlich niedrige, flächige, durch die Anlage fliessende Begrünung verleiht den Terrassenhäusern ihre Grosszügigkeit und lässt sie als in die Natur eingebettet erscheinen. Zentrales Gestaltungselement der Baukörper ist die sich schräg nach aussen lehnende Brüstung der Terrassen, teilweise zum Blumentrog erweitert. Eine pragmatische und schlichte Bauweise prägt die Architektur, wie beispielhaft an der Treppenanlage gezeigt werden kann: Sie ist als Holmentreppe mit aufgesetzten, frei fliegenden Trittstufen ausgebildet (Abb. 3). Die Treppen-

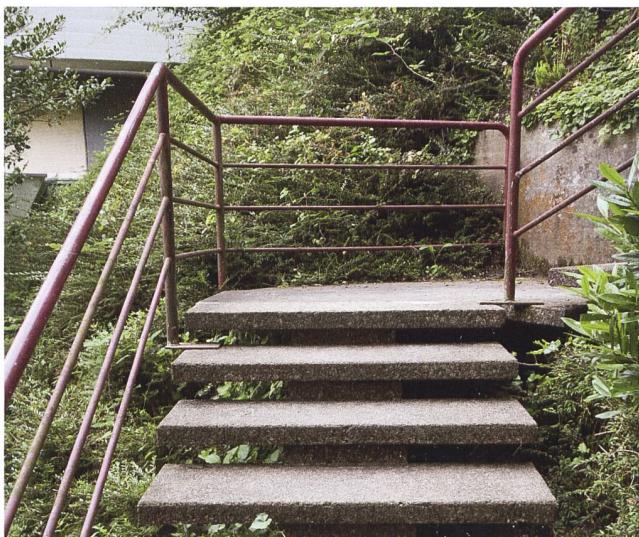


Abb. 3 Eine schlichte Bauweise prägt die Architektur: Holmentreppe mit frei fliegenden Trittstufen, Geländer aus verschweissten Rundrohrprofilen, ursprünglich feuerverzinkt.

läufe schliessen an Ortbetonpodeste an, welche ebenfalls als fliegende Elemente den gewachsenen Hangverlauf möglichst nicht tangieren. Beim Geländer handelt es sich um verschweißte Rundrohrprofile, ursprünglich feuerverzinkt.

Im Verlauf der Jahre wurden Veränderungen vorgenommen, die das einheitliche Erscheinungsbild heute in Teilen beeinträchtigen. Dabei handelt es sich vorwiegend um Einzelbauteile wie Haustüren, Fassadenfarben, Bodenbeläge oder neu hinzugekommene Elemente wie Wärmepumpen. Diese Bereiche sollen im Falle eines geplanten Ersatzes (wieder) näher an das Original angeglichen werden bzw. notwendige Erneuerungen einem einheitlichen Konzept folgen. So kann die Qualität der Terrassenhäuser mit ihrer klaren Architektursprache und der Außenraumgestaltung langfristig erhalten werden.

Um dieses Ziel zu erreichen, hat die Zuger Denkmalpflege nun in Zusammenarbeit mit Ladner Meier Architekten, Zürich, einen Gestaltungsleitfaden erarbeitet. Er enthält Lösungsansätze für eine Reihe von Fragen, die sich in Zusammenhang mit der Sanierung und Erneuerung einzelner Häuser in den letzten Jahren stellten. Die aufgezeigten Massnahmen werden den denkmalpflegerischen Zielsetzungen gerecht und ermöglichen gleichzeitig eine langfristige Nutzung der Terrassenhäuser. Im Sinne eines Handbuchs enthält der Leitfaden neben konkreten Hinweisen zur Sanierung einzelner Bauteile auch Antworten auf neue Fragestellungen wie zum Beispiel einer denkmalgerechten energetischen Optimierung der Gebäudehülle, der Installation von Wärmepumpen und Solaranlagen oder der Anpassung von Geländern und Brüstungen an heutige Ansprüche (Abb. 4). Konkret wird in jedem Kapitel zunächst der bauzeitliche Bestand analysiert,

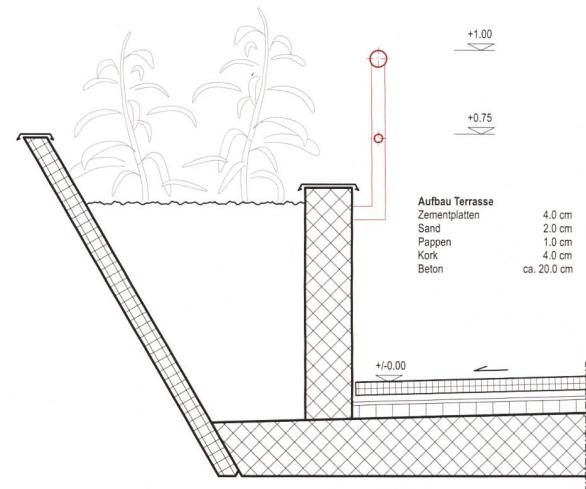


Abb. 4 Die Absturzsicherung der Blumentröge als neues, ergänzendes Element wurde aus den bestehenden Treppengeländern entwickelt.

und dessen Qualitäten werden aufgezeigt. Anschliessend zeigt der Leitfaden Lösungsansätze für einen möglichen Umgang bei anstehenden Erneuerungen auf.

Der Gestaltungsleitfaden enthält keine verbindlichen Vorschriften, sondern dient Bauherrschafoten, Planenden und Ausführenden zur Orientierung für die Planung und Umsetzung von denkmalgerechten Erneuerungen. Der Gestaltungsleitfaden wurde in einem partizipativen Verfahren mit den Eigentümerschaften besprochen. Im Rahmen von drei Informationsabenden fanden Diskussionen zu einzelnen Themen und Anliegen der Eigentümerinnen und Eigentümer statt. Die Ergebnisse dieser Gespräche sowie schriftliche Rückmeldungen sind in den Leitfaden eingeflossen. Der Gestaltungsleitfaden schafft eine transparente Beurteilungsgrundlage für zukünftige bauliche Massnahmen bei den Terrassenhäusern.

GS-Nr. 2619, 2943–2951, 2953, 2986, 3024, 3073–3079, 3113–3120, 3165–3168, 3210, 3275–3278, 4329, 4697, Ass.-Nrn. 2032a–2036b, 2051a, 2057a–2066b, 2105a–2109b, 3652a, 3694a.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Franziska Kaiser, Anke Köth und Saskia Roth.

Gestaltungsleitfaden: Martin Ladner, Ladner Meier Architekten, Zürich. Literatur: Dieser Beitrag ist erstmals erschienen in der Architekturzeitschrift «Karton»: Saskia Roth, Die Terrassenhäuser in Zug – eine epochale bautypologische Idee. In: Karton. Architektur im Alltag der Zentralschweiz, 4, 2023, 26–29. – Fritz Stucky, Terrassenhäuser in Zug. In: Das Werk, 48, 1961, 58–60. – Fritz Stucky, Terrace houses, Zug. In: Architectural Design, 32, 1962, 426. – Fritz Stucky, Maisons-terrasses, Zug. In: Architecture, forms et fonctions, 8, 1961/62, 155–157. – Werk-Serie. Fritz Stucky, Architekt und Unternehmer, hrsg. von Gian-Marco Jenatsch, Bruno Krucker und dem Bauforum Zug. Zürich 2006.

Kurzberichte

Baar, Baarburg: Prospektion

Mehrere Prospektionsgänge auf der Baarburg in den Jahren 2019 und 2020 durch das Amt für Denkmalpflege und Archäologie sowie ehrenamtliche Mitarbeiter haben zahlreiche Funde ergeben. Darunter sind auch einige prähistorische, keltische, römische und neuzeitliche Objekte, die im Folgenden vorgestellt werden sollen. Das wohl älteste Fundstück ist eine relativ stark erodierte Randscherbe. Hierbei handelt es sich um das Fragment einer von Hand aufgebauten Schüssel oder Schale mit eingebogenem Rand, die aufgrund von Vergleichsfunden im Kanton Zug vermutlich aus der Eisenzeit stammt. Aus verschiedenen Bereichen der Baarburg konnte eine Reihe von antiken Münzen aus dem Waldboden geborgen werden. Zu nennen sind fünf keltische Silbermünzen, nämlich drei sog. Kaletedou-Quinare aus dem östlichen Mittelgallien und zwei im Raum Süddeutschland/Schweiz geprägte Quinare (ein sog. Büschelquinar und ein Quinar vom Typ Altenburg-Rheinau), eine keltische Potinmünze (Buntmetall) der Treveri (Ostgallien) sowie 14 Münzen der römischen Kaiserzeit (Abb. 1). Letztere Gruppe setzt sich zusammen aus zwei Assen des Augustus, zwei nicht näher zuweisbaren Dupondii des 1. oder 2. Jahrhunderts, einem unter Antoninus Pius oder Marcus Aurelius für (Diva?) Faustina II. oder Lucilla geprägten Dupondius (oder As) und neun Antoninianen der Kaiser Gallienus (5), Claudius II. Gothicus (2) und Volusianus (1) sowie einem im Namen des Divus Claudius II. Gothicus herausgegebenen Stück. Zwei weitere Prägungen aus römischer Zeit lassen sich nicht genauer bestimmen. Römisch zu datieren ist auch eine eingliedrige, kräftig profilierte Fibel aus Bronze aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. sowie eine bronzenen

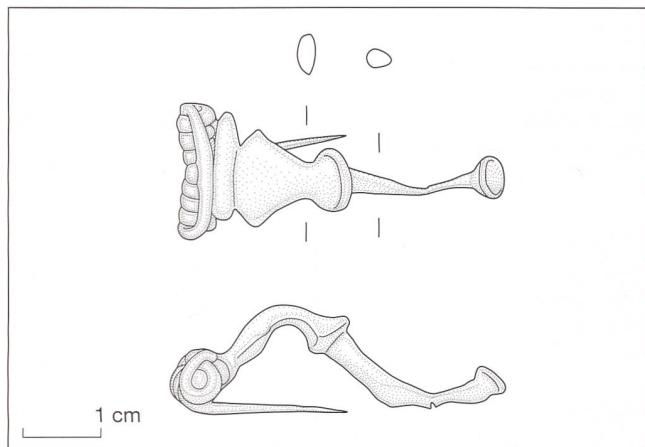


Abb. 2 Baar, Baarburg. Eingliedrige, kräftig profilierte Fibel.

Haarnadel mit doppelkonischem Kopf und gerilltem Hals, die wohl ins 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. datiert werden kann (Abb. 2 u. 3). Weitere Funde wie etwa ein mehrfach profiliertes konkaves Petschaftende, eine Art längliches Bronzeplättchen mit knotigen Enden, das auf einem dicken Bronzedraht «verwaschene» Zierelemente aus Kreisaugen und Linien aufweist, oder das Fragment eines Buntmetallgefäßes können bisher nicht einer genauer definierten Zeitepoche zugeordnet werden (vgl. Abb. 3). Gestaltung und Machart erwecken aber den Eindruck einer Herstellung in der Eisenbeziehungsweise Römerzeit. Unter den neuzeitlichen Funden seien ein Luzerner Schilling aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, ein Luzerner Rappen von 1804, eine Christusmedaille (Arma-Christi-Kreuz/Arma-Christi-Darstellung), eine sog. Wundertätige Medaille und ein jüngerer, unvollständig erhal-



Abb. 1 Baar, Baarburg. Auswahl der in den Jahren 2019 und 2020 gefundenen keltischen und römischen Münzen.



Abb. 3 Baar, Baarburg. Römische Haarnadel (ganz links) sowie möglicherweise römische bzw. eisenzeitliche Funde.

tener Rosenkranz mit Abschlusskreuz und Medaille auf die Wallfahrt zur Madonna del Sasso in Locarno erwähnt. Dazu kommen noch diverse Gussreste aus Bronze, handgeschmiedete Nägel aus Eisen sowie weitere neuzeitliche und moderne Funde.

GS-Nr. 2370.

Ereignisnr. Archäologie: 173.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Romano Agola, Martin Moor, Marco Nussbaumer, Fabian Schneider und Renata Huber.

Inventar der Fundmünzen der Schweiz: Stephen Doswald.

Literatur: Bernhard Bigler, Neue Funde der Bronze- und Eisenzeit aus dem Kanton Zug. Jb AS 89, 2006, 137–164. – Emilie Riha, Die römischen Fibeln aus Augst und Kaiseraugst. Die Neufunde seit 1975. Augst 1994 (Forschungen in Augst 18). – Jb AS 103, 2020, 102. – Tugium 38, 2022, 34 f.

Baar, Obermühle 1: Gesamtrestaurierung und Treppenhausanbau

Das repräsentative Haus Obermühle 1 bildet zusammen mit dem etwas kleineren Haus Obermühle 2 den südlichen Aufpunkt des ortsbildprägenden Ensembles Obermühle. Die Ursprünge der Obermühle Baar reichen in die Zeit vor 1239 zurück. Damals erwarb nämlich das Kloster Kappel Hof und Mühle. Nach der Reformation kamen Kloster und Mühle zunächst ins Eigentum der Stadt Zürich. 1650 übernahm der Ammann Jakob Andermatt von Baar die Obermühle, welche bis ins frühe 19. Jahrhundert im Besitz der Familie Andermatt verblieb. 1812 kaufte schliesslich Oswald Anton Hotz von Deinikon die Mühle, ein Vorfahre der heutigen Besitzerfamilie. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich Baar zu einem Industriestandort, u. a. nahm 1855 die Spinnerei an der Lorze ihren Betrieb auf und auch die Obermühle veränderte sich in dieser Zeit. 1864 wurde neben dem alten Mühlegebäude eine sog. Kunstmühle erbaut. Acht Jahre später brannte das alte Mühlegebäude nieder und man errichtete für den Müller Caspar Hotz, seine Familie und Angestellten die zwei Wohngebäude

Obermühle 1 und 2. Die im neoklassizistischen Stil 1872/73 erbaute Obermühle 1 diente von Beginn weg verschiedenen Zwecken. Einerseits bewohnten die Müllerfamilie und deren Angestellte das Haus, andererseits waren auch die Büros der Mühleleitung hier eingerichtet.

Das stattliche Gebäude Obermühle 1 zeigt sich als dreigeschossiger, verputzter Bau über quadratischer Grundfläche, der mit einem schwach geneigten Pyramidendach mit Dachterrasse und Gauben eingedeckt ist. Die Fassaden sind regelmässig durch drei Fensterachsen gegliedert und werden von Ecklisenen gefasst. Das Sockelgeschoss, welches durch ein Gurtgesims vom Oberbau getrennt wird, zeichnet sich durch eine waagrechte Bänderung auf. Das Haus wird durch den ostseitigen, erhöht gelegenen Haupteingang zur Strasse und durch den nördlichen Nebeneingang zur Mühle hin erschlossen. Die Eingänge sowie die Fenster sind mit profilierten Sandsteingewänden gefasst und weisen kunstvoll verzierte Holztüren und Verdachungen auf. An der Westfassade wurde ca. 1930 ein eingeschossiger Garagenanbau realisiert, der später aufgestockt wurde. Umfassendere Veränderungen und Anpassungen fanden über die Jahre vor allem im Innern des Hauses durch diverse Umbauten statt. Die originale räumliche Grundstruktur sowie Teile der historischen Innenausstattung und Oberflächen sind jedoch klar erkennbar und erhalten geblieben.

Im Jahr 2019 wurde das Haus unter Denkmalschutz gestellt und die zweigeschossige Wohnung im ersten und zweiten Obergeschoss sanft renoviert. Um das Haus mit dem Einbau einer zweiten, ebenfalls zweigeschossigen Wohnung für die Zukunft zu rüsten, wurde 2020/21 das Dach ausgebaut und ein neues Treppenhaus mit Lift anstelle des Garagenanbaus realisiert (Abb. 4).

Die Entscheidung für eine neue, aussenliegende Erschliessung wurde in Abwägung zu einer internen Erschlies-



Abb. 4 Baar, Obermühle 1.
Ansicht von Süden. Das herrschaftliche Wohnhaus von 1872/73, in dem auch die Büroräume des Mühlebetriebs untergebracht waren, wurde um einen sorgfältig gestalteten Anbau ergänzt. So kann die neue obere Wohnung erschlossen werden, ohne wertvolle innere Substanz zerstören zu müssen.

sung und den dadurch notwendig werdenden Eingriffen in die historische Bausubstanz getroffen. Im Sinne des Baudenkmals, d. h. um die historische Bausubstanz innen wie aussen bestmöglich zu schonen, fiel die Entscheidung auf ein neues, aussenliegendes Treppenhaus, das möglichst wenig an den Altbau anstossen und sich dem Hauptbau optisch und in der Dimensionierung unterordnen sollte. Der Anbau wurde an der Westseite des Hauses in Rasterbauweise aus Metall mit grünlichgrau gestrichenen Aluminium- bzw. geätzten Kathedralglasfüllungen realisiert. Jedes Geschoss inklusiv Dachgeschoss kann nun separat über einen schmalen Steg mit dem neuen Anbau erschlossen werden und erhält so gleichzeitig einen kleinen Aussenraum. Die Renovationen und Umbauten am Altbau betrafen vor allem die Fassaden, das dritte Obergeschoss, das historische Treppenhaus und das Dachgeschoss. Während die Aussenfassade sanft renoviert wurde – u.a. Neuanstrich des Putzes und der Fensterläden, Reparatur des Sandsteins –, waren im Innern des Gebäudes tiefgreifendere Eingriffe notwendig. So musste zwischen dem zweiten und dritten Obergeschoss der Brand-/Schall-/Trittschutz realisiert und die Brandabschnitte im Bereich des historischen Treppenhauses neu organisiert und sichergestellt werden. Teile des historischen Wandtäfers wurden dazu aus- und sorgfältig wieder eingebaut. Weiter wurde das Dach gedämmt, neu gedeckt und zu Wohnzwecken ausgebaut. Zusätzliche Lukarnen sowie ein grosses Oberlicht im Bereich des ehemaligen Dachausstiegs führen zu einer zeitgemässen Dachwohnung mit angenehmer Belichtung.

GS-Nr. 378, Ass.-Nr. 216a.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Wey.

Planung und Ausführung: mächtlermarty architektur gmbh, Lachen.

Renovierung/Restaurierung: Utiger Maler AG, Baar; Zeberg AG, Baar; Daniel Reichmuth Schreinerei, Baar.

Literatur: Beat Dittli, Zuger Ortsnamen. Lexikon der Siedlungs-, Flur- und Gewässernamen im Kanton Zug. Lokalisierung, Deutung, Ge-

schichten, 5 Bde und Kartenset. Zug 2007. – 175 Jahre Familienunternehmen Hotz Obermühle Baar. Festschrift, hrsg. v. Hotz & Co., Obermühle Baar. Baar, 1988. – KDM ZG NA Bd. 1, 84 f.

Baar, Sternenweg 9: Bauarchäologische Kurzdokumentation vor Renovation

Die bevorstehende Renovation des Hauses Sternenweg 9 in Baar veranlasste eine vorgängige Kurzdokumentation durch die Abteilung Bauforschung und Mittelalterarchäologie. Das Wohnhaus steht auf der Sternmatt am alten Kirchweg zwischen Baar und Inwil unweit der Pfarrkirche St. Martin. Die Inschriftenkachel am Stubenofen im nordwestlichen Erdgeschosszimmer besagt, dass das stattliche Wohnhaus im Jahr 1769 von Johann Jacob Andermatt und dessen Gemahlin Maria Anna Landtwing erbaut wurde. Zum Anwesen gehören eine Scheune, ein Hühnerstall und ein grosser Hausgarten mit Gartenhäuschen. Um 1919 wurde ein rund $3,5 \times 3$ m grosser Anbau an die Nordostecke des Hauses angefügt, der in den Zwischengeschossen Toilettenanlagen und kleine Badezimmer aufnahm. Ein grösserer baulicher Eingriff im Jahr 1962 betraf primär den Ausbau des ersten Dachgeschosses.

Das Haus erhebt sich über einer Grundfläche von ca. $15,5 \times 14,5$ m. Es umfasst ein gemauertes Kellergeschoss, vier Fachwerkgeschosse und ein Sparrendach mit liegendem Stuhl. Lauben sind keine vorhanden. Die verputzten Fassaden werden durch Eckpilaster in der Vertikalen gegliedert. Die Giebelfassaden weisen Klebdächer und kleine Rundfenster unterhalb des Dachs auf. Der Haupteingang des traufständig zur Strasse orientierten Gebäudes findet sich an der nordsitzigen Giebelwand. Unter dem Treppenpodest führt ein separater Zugang in den Keller. Er ist massiv gemauert und deckend verputzt. Das Fachwerk der darüberliegenden Stockwerke ist geschossweise abgebunden. Die senkrecht und schräg stehenden Ständer sind jeweils mit kurzen Brust-



*Abb. 5 Baar, Sternenweg 9.
Wohnhaus Sternenweg 9 in Baar;
Stube im ersten Obergeschoss,
Ansicht nach Nordwesten.*

riegeln miteinander verbunden. Die aus Bruchsteinen gemauerten Gefache sind mit einem groben Rauputz versehen. Die Deckenkonstruktionen sind über alle Geschosse hinweg gleichartig aufgebaut: In die von Osten nach Westen verlegten Deckenbalken sind meist schräg, seltener senkrecht kurze Blindbodenbretter eingenutet.

Die Raumeinteilung folgt in den Vollgeschossen einem einheitlichen Schema: Die Räume lagern sich im Osten, Süden und Westen um einen eingemieteten Stichgang herum und sind bis auf die südlichen Eckzimmer direkt von diesem erschliessbar. Das Treppenhaus befand sich seit jeher in der Nordostecke des Hauses.

Rauchschwärzungen an der Deckenkonstruktion lassen die Küchen im östlichen Hausteil verorten. Die beiden Kaminführungen sprechen für ein Doppelwohnhaus. In den beiden Wohngeschossen hat sich im südlichen und westlichen Hausteil noch ein umfassender Bestand des historischen Interieurs erhalten. Dieses umfasst Wandtäfer, Parkettböden, eiserne Türschlösser und -beschläge, ein raumhohes Stubenbuffet mit gedrechselten Säulchen und insbesondere zwei für die Gegend typische Kachelöfen des mittleren 18. Jahrhunderts (Abb. 5).

GS-Nr. 466, Ass.-Nr. 55a.

Ereignisnr. Archäologie: 2620.1.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Gabi Meier Mohamed.

Literatur: BHI Baar, Inventarblatt 7.57. – Beat Dittli, Zuger Ortsnamen, Bd. 4, 406. – Spühler, Theodor, Die Hafnerfamilie Margstahler von Ebertswil (Gemeinde Hausen am Albis, Kanton Zürich). In: ZAK 45.2, 1988, 129–138.

Baar, Sternmattstrasse 10, Erweiterung Schulanlage Sternmatt 1

Aushubüberwachung und Notgrabung

Bei Aushubarbeiten für die Erweiterung des Schulhauses Sternmatt 1 auf der «Italienerwiese» in Baar, nahe der Kirche St. Martin, wurden Ende Mai 2022 in rund zwei Metern Tiefe



Abb. 6 Baar, Sternmattstrasse 10, Erweiterung Schulanlage Sternmatt 1. Situation auf der Baustelle nach dem Freilegen der beiden Steinplatten und ihres Umfelds. Die Fundstelle liegt unterhalb des weißen Grabungsfahrzeugs. In diesem Abschnitt wurde, um die Freilegungsarbeiten zu ermöglichen, auf die Erstellung des Baugrubenabschlusses zunächst verzichtet. Blick gegen Nordwest, im Hintergrund die Baarer Pfarrkirche St. Martin.

zwei teils aufeinanderliegende Steinplatten mit dem Bagger angeschnitten (Abb. 6). Zwar handelte es sich um gewöhnliche, lokal in den glazialen Geschieben vorkommende Gesteine aus Sand- und schiefrigem Kalkstein, die Grösse und die kantig-plattige Form der Steine aber waren im Kontext der ansonsten in der Baugrube aufgeschlossenen feinkörnigen bis kiesig-schottrigen Lorzeschwemmsedimenten auffällig. Überdies zeigten die Kanten der Steinplatten bei näherer Betrachtung Brandrötungen – auch dies ein Hinweis auf



Abb. 7 Baar, Sternmattstrasse 10, Erweiterung Schulanlage Sternmatt 1. Die beiden Steinplatten und der sie umgebende Humushorizont nach Anlage eines ersten Profils in der Baggerböschung, überdeckt werden die Steinplatten von Schwemmsedimenten der Lorze, schräg von links oben nach rechts unten zieht sich eine moderne Störung durch das Profil.

Abb. 8 Baar, Sternmattstrasse 10, Erweiterung Schulanlage Sternmatt 1. Senkrechtaufnahme der Grabungsfläche nach Abaggern der Deckschichten und Freilegen der beiden Steinplatten. Hinter den Steinplatten entlang zieht eine unregelmässig-lockere Steinsetzung, dahinter sackt die Stratigrafie muldenförmig ab. Zwischen Steinreihe und Steinplatten ist ein orthogonales Gitter aus dunkel verfüllten, kleinen Gräbchen sichtbar, die als Pflugsuren zu deuten sind.



menschliche Aktivität. Eine Brandrötung des umgebenden Sedimenten war nicht erkennbar, jedoch zeichnete sich nach Präparieren eines ersten Profils in der Baggerböschung auf Höhe der Steinplatten eine alte Geländeoberfläche in Form eines bräunlich-grauen bis schwärzlichen fossilen Humus ab (Abb. 7). Sowohl dieser verkippte Humus als auch die umgebenden Schwemmschichten enthielten Holzkohle als Flitter oder kleinteilige Stückchen. Beim Abaggern der Decksedimente über den Steinplatten konnte zudem eine lockere, unsorgfältig wirkende lineare Steinsetzung aus überwiegend 20 cm grossen, gut gerundeten Gerölle freigelegt werden.

Die Steine werden dabei von der Humusschicht überdeckt, teilweise sind sie deutlich in das liegende, B-Horizont-artige Sediment darunter eingedrückt (Abb. 8). Hinter der Steinreihe sackt die Stratigrafie ab, die Steinsetzung scheint damit den Rand einer Mulde oder Rinne zu markieren.

Nach Anlage und Dokumentation eines weiteren Profilschnitts wurden die Steinplatten schliesslich mithilfe des Baggers abgehoben. Unter ihnen fand sich eine ovale Verfärbung, die sich als Verfüllung eines Grabs herausstellte: Hier konnte das Skelett eines im Alter zwischen 30 und 50 Jahren verstorbenen, wohl männlichen Toten freigelegt werden, der

Abb. 9 Baar, Sternmattstrasse 10, Erweiterung Schulanlage Sternmatt 1. Die in einer flachen, muldenförmigen Erdgrube beige setzte schnurkeramische Hockerbestattung nach Entfernung der Abdeckplatten. Im Rücken des nach Süden blickenden Bestatteten ist der beigegebene Becher noch von Sediment umgeben. Die Befundsituation lässt sich über den QR-Code oder unter skfb.ly/oxXIV als virtuelles 3D-Modell abrufen.



Baar, Sternmattstrasse 10, Erweiterung Schulanlage Sternmatt 1

Archäologie ist Teamarbeit – von der Freilegung, Dokumentation und Bergung der Funde und Befunde im Feld bis hin zur Fundrestaurierung, zur wissenschaftlichen Auswertung und schliesslich zur Veröffentlichung der Forschungsergebnisse arbeiten zahlreiche Fachleute Hand in Hand. Die Entwicklung der Archäologie von einer antiquarisch-altertumskundlich ausgerichteten Disziplin zu einer stark vernetzten, inter- und multidisziplinären Wissenschaft bedingt dabei, dass für vie-

le Fragestellungen auch externe Spezialisten hinzugezogen werden – viele spannende, früher offengebliebene Fragen können heute mit entsprechenden, häufig neu entwickelten Laboruntersuchungen beantwortet werden. Für das Grab von der Sternmatt sind beispielsweise Untersuchungen des Erbguts des Verstorbenen und chemische Analysen der Knochen geplant, die Hinweise auf Verwandtschaftsverhältnisse und Herkunft, sein Aussehen oder seine Ernährung geben könnten.



1



2



3



4



5



6

1 Einmessen und Zeichnen des Profils in der Baggerböschung durch den Zivildienstleistenden Marco Benzer und den Grabungsmitarbeiter Hicham Zbair. **2** Vorsichtige Freilegung des Skeletts der schnurkeramischen Hockerbestattung durch Hicham Zbair. Die Maske verhindert Kontaminationen mit moderner DNA. **3** Anthropologin Lara Indra befindet das Skelett *in situ* und birgt fachgerecht das Skelettmaterial. **4** Grabungsmitarbeiter Dino Zimmermann birgt das stark zerdrückte Grabgefäß im schützenden Gipsblock. **5** Erste Erkenntnisse zur Gefäßform und -erhaltung gibt ein CT-Scan des Gefäßes durch Erdem Koyun am Zuger Kantonsspital. **6** Mit Zahnarztwerkzeug legt Restaurator Claude Caviglia die Randverzierung des Grabgefäßes frei.

in einer einfachen Grabgrube bestattet worden war (Abb. 9). Skelett und Grabgrube sind dabei Südwest-Nordost ausgerichtet. Der Tote war mit angezogenen Beinen, als Hockerbestattung, auf der rechten Körperseite liegend und mit Blick nach Süden ins Grab gelegt worden – diese Körperhaltung im Grab ist typisch für die endneolithische schnurkeramische Kultur. Auffällig ist allerdings die ungewöhnlich abgewinkelte Haltung des linken Armes – der Grund hierfür ist bislang noch unklar. Nach der Beisetzung des Toten wurde die flache Grabgrube mit den beiden Steinplatten abgedeckt, vermutlich waren diese noch eine ganze Weile oberflächig sichtbar. Die eingangs erwähnten Brandspuren könnten dabei auf eine intentionelle Zurichtung der Platten hinweisen. Die Bergung des Skeletts erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Institut für Rechtsmedizin der Universität Bern, wo auch die weitere anthropologische Bearbeitung stattfindet. Geplant sind unter anderem Analysen der aDNA sowie der stabilen Isotope, so weit die Erhaltungsqualität der Knochen diese zulässt. Dem Toten beigegeben war ein durch den Erddruck verkippter und stark zerdrückter Becher, dieser stand im Rücken des Verstorbenen. Der Becher trägt eine für die Schnurkeramik charakteristische Randzonenverzierung aus parallelen Reihen von Abdrücken gezwickter Schnüre, darunter ist eine Reihe länglich-dreieckiger hängender Einstiche angebracht. Das Gefäß weist ein deutlich S-förmig geschwungenes Profil und einen kleinen Standboden auf; es wurde im Block geborgen und – nach einer Computertomografie im Zuger Kantonsspital – im Labor freigelegt (Abb. 10). Direkte Parallelen zu dieser Verzierung finden sich etwa im Fundmaterial des nur wenig mehr als 700 Meter entfernten fröhlschnurkeramischen Grubenhauses von Baar-Früebergstrasse, aber auch in der spätschnurkeramischen Phase der Seeufersiedlung Cham-Bachgraben oder der mittelschnurkeramischen Schicht 2 von Zürich-Mozartstrasse im Zürcher Seebecken. Die Proportionen des Grabgefäßes von der Sternmatt deuten allerdings eher eine Einordnung in die jüngere Schnurkeramik an. Der Versuch einer ersten ^{14}C -Datierung des Skeletts selbst schlug aufgrund mangelnder Kollagenerhaltung in der Knochenprobe fehl, weitere Analysen an Holzkohlen aus verschiedenen Schichten im Umfeld des Befunds sowie aus der Grabgrube selbst sind noch nicht abgeschlossen.

Eine weitere Überraschung zeigte sich nach dem vollständigen Abtrag des fossilen Humushorizontes: Unter der dunklen Erdschicht fand sich ein rechtwinkliges Netz aus im Profil dreieckigen Gräbchen, die wohl als Pflugspuren zu deuten sind. Sie scheinen älter als das Grab, aber jünger als die bereits erwähnte Steinsetzung zu sein. Das Grab wurde also offenbar in altem Ackerland angelegt, als die Steinreihe bereits existierte. Es könnte sich bei Letzterer um die Uferbefestigung einer Fliessrinne oder eines Altarms handeln. Die Analyse der entnommenen Sedimentproben wird hier im Zusammenspiel mit den Radiokarbonatierungen hoffentlich für Klarheit sorgen. Wie stark das Gelände von der Lorze auch in jüngerer Zeit immer wieder überprägt wurde, zeigen zahl-



Abb. 10 Baar, Sternmattstrasse 10, Erweiterung Schulanlage Sternmatt 1. Unterseite des im Gipsblock geborgenen Grabgefäßes nach der Freilegung durch Restaurator Claude Caviglia. Links ist der Standboden des Gefäßes erkennbar; rechts die Verzierung des stark zerstörten Gefäßrandes. Im Hintergrund die während der Freilegung des Gefäßes entnommenen Proben.

reiche mit kiesigem Lorzenschotter verfüllte Fliessrinnen, die zum Teil von sehr weit oben einschneiden und so ältere Sedimente ausräumen. Vielleicht ist dies auch der Grund dafür, dass sich der Rest der Baugrube als befundleer erwies – möglicherweise sind weitere Gräber bereits alt aberodiert? Die Bestattung der Toten in kleinen Grabgruppen ist für schnurkeramische Gemeinschaften zumindest im südlichen Deutschland nicht unüblich.

Aus der schnurkeramischen Kultur sind im Kanton Zug bereits eine ganze Reihe von Fundstellen bekannt, es handelt sich zumeist um Siedlungen im Uferbereich des Zugersees, um Reste von Pfahlbauten also. Aber auch im Raum Baar, auf festem «Mineral»-Boden, ist mit dem Grubehaus von der Früebergstrasse oder der Feuerstelle in der Grundmatt Siedlungsaktivität dokumentiert. In diesen Siedlungskontexten werden auch immer wieder menschliche Knochen entdeckt, so kennen wir aus der Pfahlbausiedlung Steinhausen-Sennweid das Teilskelett eines Kindes, das ausweislich eines ^{14}C -Datums in die Schnurkeramik datiert. Ein weiteres Teilskelett schnurkeramischer Zeitstellung, bestehend aus Schädel und mehreren Rippen, wurde als Streufund aus dem Baggeraushub bei der Renaturierung des Bibersees bei Cham-Oberwil geborgen – allerdings ohne weiteren Befundzusammenhang. Unklar ist derzeit, wie diese unvollständigen, häufig verstreut wirkenden Skelette oder Einzelknochen zu deuten sind – sind sie Überreste eines Totenrituals, das wir bislang noch nicht recht fassen können? Umso ungewöhnlicher ist der Fund der Hockerbestattung von der Sternmatt – es handelt sich um die bislang einzige gesicherte neolithische Bestattung im Kanton Zug!

GS-Nrn. 1649 und 1730.

Ereignisnr. Archäologie: 2610.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard, Renata Huber und Gishan Scheren.

ETH Zürich: Irka Hajdas (¹⁴C-Datierungen).

Institut für Rechtsmedizin, Universität Bern: Lara Indra und Sandra Lösch (Anthropologie).

Kantonsspital Zug, Institut für Radiologie: Erdem Koyun (Computer-tomografie).

Restaurierungskollektiv Nick & Caviglia: Claude Caviglia (Freilegung und Restaurierung des Grabgefäßes).

Naturhistorisches Museum Bern: Thomas Burri (Gesteinsbestimmung).

Literatur: Andreas Cueni, Die menschlichen Skelettereste aus den Rettungsgrabungen 1988–91. In: Brigitte Röder und Renata Huber (Hg.), Archäologie in Steinhausen «Sennweid» (Kanton Zug). Ergebnisse der Untersuchungen von 1942 bis 2000. Basel 2007 (Antiqua 41), 285–288. – Ulrich Eberli, Die schnurkeramische Kultur im Kanton Zug. In: Tugium 20, 2004, 175–187. – Ursula Gnef Horisberger, Sabine Deschler-Erb, Marlu Kühn und Dorothea Spörri, Die älteste Baarer Werkstatt? Das schnurkeramische Grubenhaus an der Früebergstrasse in Baar. In: Tugium 21, 2005, 115–137. – Barbara Hardmeyer, Die Schnurkeramik. In: Elisabeth Bleuer und Barbara Hardmeyer, Zürich «Mozartstrasse». Neolithische und bronzezeitliche Ufersiedlungen, Bd. 3: Die neolithische Keramik. Egg und Zürich 1993 (Monografien der Kantonsarchäologie Zürich 18), 292–340. – Renata Huber, Eda Gross, David Jecker, Jochen Reinhard und Gishan Scheren, Delta(ge)schichten. Das Delta der Lorze als Siedlungs- und Lebensraum vom Spätglazial bis heute. In: Tugium 36, 2020, 101–128, besonders 105–107. – Jb AS 106, 2023, 181 f.

Cham, Äbnetwald Erweiterung 5.3/5.4: Notgrabung (Kiesabbau)

Bereits 2021 wurde auf den Parzellen 802, 803 und 804 eine ca. 4500 m² grosse Fläche ausgegraben. Die Untersuchungen setzten sich 2022 hangaufwärts fort (Abb. 11). Dabei fanden sich fünf im Grundriss ungefähr rechteckige Feuergruben, die allesamt Nordwest-Südost ausgerichtet waren (Abb. 12). Die Länge der Befunde variierte zwischen 1,5 und 3 m, die Breite betrug 1,1–1,3 m. Verfüllt waren die Gruben jeweils mit einer

Hitzesteinpackung und darunterliegenden Resten verkohlter Hölzer. Sie enthielten – wenn überhaupt – nur einzelne Keramikfragmente und kalzinierte Knochensplitter.

Einschliesslich dieser fünf Feuergruben konnten am Südwesthang des Drumlins mittlerweile mindestens 20 solcher Befunde ausgegraben werden. Die bis heute vorliegenden ¹⁴C-Daten weisen ausnahmslos in die Spätbronzezeit (Abb. 13). Aus dem Umfeld der Feuergruben sind nach wie vor keine eindeutigen Siedlungsspuren bekannt. Einen 25 m langen und bis zu 2,5 m breiten, Nordwest-Südost ausgerichteten Kiesstreifen, der von einer der Gruben durchschlagen wird, interpretieren wir als den Rest eines befestigten, bronzezeitlichen Wegs.

Ebenfalls in die Spätbronzezeit datieren drei Keramikkonzentrationen, die mehrere Kilogramm an verhältnismässig gut erhaltenen Scherben lieferten. Die erste fand sich zwischen zwei jeweils rund 1 m² grossen, anthropogenen Geröllansammlungen, die wohl in einem zeitlichen und funktionalen Zusammenhang mit der Deponierung stehen. Wenige Meter nordwestlich davon kam in einer 2,5 × 2 m grossen Zone eine zweite Keramikkonzentration zum Vorschein. Diese enthielt unter anderem die Fragmente eines Mondhorns. Zwei Meter nordwestlich dieses Befunds lag eine von rezenten Baumwurzeln durchschlagene, dritte Keramikkonzentration. Wie bei der zweiten Deponierung fanden sich darin ausserdem zahlreiche gebrannte Lehmstückchen und Holzkohlestückchen. Darüber hinaus kamen im Verlauf der diesjährigen Kampagne mehrere Mulden und Gruben unterschiedlicher Form und Grösse zum Vorschein. Einige davon enthielten prähistorische und römische Keramik.

Ausserdem konnten zahlreiche, teilweise grossflächige Steinkonzentrationen freigelegt werden. Die aus Kies, Bruchsteinen oder Geröllen bestehenden, zweifellos anthropogenen



Abb. 11 **Cham, Äbnetwald.**
Drohnenaufnahme der Grabungsfläche zu Beginn der Untersuchungen im Februar 2022 (Blickrichtung Norden).



Abb. 12 *Cham, Äbnetwald.* Riccardo Gerlach legt die Hitzesteine einer rund 3000 Jahre alten Feuergrube aus der Spätbronzezeit frei.

Labor-Nr.	Material	¹⁴ C-Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (Oxcal v4.4.4, Int Cal20)
ETH-129261	Holzkohle (FK 2338-59.1)	2891 ± 21 BP	1192–1006 v. Chr.
ETH-129263	Holzkohle (FK 2338-750.1)	2767 ± 20 BP	982–833 v. Chr.
ETH-129264	Holzkohle (FK 2338-752.1)	2760 ± 21 BP	978–831 v. Chr.
ETH-129265	Holzkohle (FK 2338-753.1)	2741 ± 22 BP	927–823 v. Chr.
ETH-129266	Holzkohle (FK 2338-756.1)	2902 ± 22 BP	1199–1010 v. Chr.
ETH-129267	Holzkohle (FK 2338-757.1)	2762 ± 21 BP	981–831 v. Chr.
ETH-129268	Holzkohle (FK 2338-758.1)	2829 ± 21 BP	1048–918 v. Chr.
ETH-129269	Holzkohle (FK 2338-787.1)	2748 ± 21 BP	966–826 v. Chr.
ETH-129274	Holzkohle (FK 2462-246.1)	2613 ± 22 BP	811–777 v. Chr.
ETH-129275	Holzkohle (FK 2462-630)	2756 ± 21 BP	974–830 v. Chr.
ETH-129276	Holzkohle (FK 2462-939)	2942 ± 22 BP	1222–1052 v. Chr.
ETH-129277	Holzkohle (FK 2462-940)	2820 ± 21 BP	1044–909 v. Chr.
ETH-129278	Holzkohle (FK 2462-944)	2833 ± 21 BP	1051–916 v. Chr.

Abb. 13 *Cham, Äbnetwald.* ¹⁴C-Datierungen an Proben aus 13 bronzezeitlichen Feuergruben.



Abb. 14 *Cham, Äbnetwald.* Die acht Münzen aus dem 2. bis 1. Jahrhundert v. Chr. Vier keltische Potinmünzen (unten), drei keltische Silbermünzen (oben links) und ein römischer Denar.

Strukturen dürften mehrheitlich prähistorisch und römisch datieren. Aus solchen Befunden stammen u. a. das Rand-, das Henkel- und das Bodenfragment einer ins 1. Jahrhundert v. Chr. datierenden, römischen Amphore (Typ Dressel 1c). Ebenfalls ins erste vorchristliche Jahrhundert datiert eine Silbermünze des Caesar. Es handelt sich um einen Denar, der auf der einen Seite priesterliche Opfergeräte zeigt. Die andere Seite weist einen Elefanten auf, der einen Drachen bzw. eine Schlange niedertrampelt (Abb. 14). Aussergewöhnlich ist auch der Fund sieben keltischer Münzen aus dem 2. bis 1. Jahrhundert v. Chr., darunter vier Potinmünzen vom Zürcher Typ, ein Büschelquinar, ein Kaledou-Quinar und ein Ninno-Quinar. Insgesamt wurden auf dem Kieshügel bei Cham-Oberwil mittlerweile 15 keltische Münzen entdeckt.

Schliesslich sei noch eine 10 m lange und 0,3 m breite, leicht bogenförmige Steinsetzung erwähnt. Zusammen mit einer weiteren bogenförmigen, mit ihr verbundenen Steinsetzung bildet sie eine tropfenförmige, 5 × 2,5 m grosse, umfriedete Zone. Durchschlagen wird die Struktur von einem im Grundriss hufeisenförmigen Graben, der römische Keramikscherben sowie zahlreiche Holzkohlestückchen und kalzierte Knochensplitter beinhaltet. Die Steinkonstruktion setzt sich in westlicher und nordöstlicher Richtung fort. Diese Bereiche werden in den kommenden Jahren ausgegraben. An Streufunden sind das Fragment einer Pfahlbauperle, eine bronzenen Pfeilspitze, der Bügel einer Sanguisuga-Fibel, das Fragment einer emaillierten römischen Scheibenfibel sowie ein halbes Nemausus-As erwähnenswert.

GS-Nrn. 802–804.

Ereignisnr. Archäologie: 2462.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: David Jecker, Kathrin Rüedi und Gishan Schaeeren.

Inventar der Fundmünzen Schweiz: Stephen Doswald.

Literatur: Ursula Gnepf Horisberger und Sandy Hämerle, Cham-Oberwil, Hof (Kanton Zug). Befunde und Funde aus der Glockenbecherkultur und der Bronzezeit. Basel 2001 (Antiqua 33). – David Jecker, Nach 1000 Jahren wiederentdeckt. Eine karolingisch-ottonische

Emailscheibenfibel aus Cham-Oberwil (Kanton Zug). ZAK 74/2, 2017, 69–80. – Bernhard Bigler, Ausgegraben – nachgebildet – ausgestellt. Funde aus einem aussergewöhnlichen Grab von Cham-Äbnetwald als Vorlage für Repliken. In: Tugium 35, 2019, 179–192. – Stefan Hochuli, Eine anthropomorphe bronzezeitliche Steinstele aus Cham-Oberwil ZG, «Äbnetwald» und einige Überlegungen zu schwer identifizierbaren Artefakten. In: Jb AS, 103, 2020, 62–66. – Stefan Hochuli und Gishan F. Schäeren, Das spätbronzezeitliche Goldblechband von Cham-Oberwil ZG, «Äbnetwald». In: Jb AS, 105, 2022, 209–218. – Tugium 38, 2022, 35–37 (mit älterer Literatur). – Jb AS 105, 2022, 235 f. (mit älterer Literatur).

Cham, Gartenstrasse 16, Wohnhaus: Sanierung und Umbau Inneres

Wer das erste Mal nordöstlich des Dorfzentrums von Cham durch das Löberenquartier spaziert und in die Gartenstrasse einbiegt, kommt sich wie auf einer Zeitreise vor. Die sechs Doppelinfamilienhäuser unter steilen Giebeldächern mit grosszügigen Gärten gehören zu den besterhaltenen Arbeiterquartieren im Kanton. So sind sie denn auch im Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz von nationaler Bedeutung (ISOS) mit dem höchsten Erhaltungsziel «A» erfasst. Die Doppelinfamilienhäuser wurden 1923/24 vom Chamer Baugeschäft Wilhelm Hauser errichtet. Auftraggeberin war die nahegelegene Papierfabrik Cham, welche die Wohnungen ihren Werkmeistern zur Verfügung stellte. Mit den roten Fachwerkfassaden, grünen Fensterläden und den

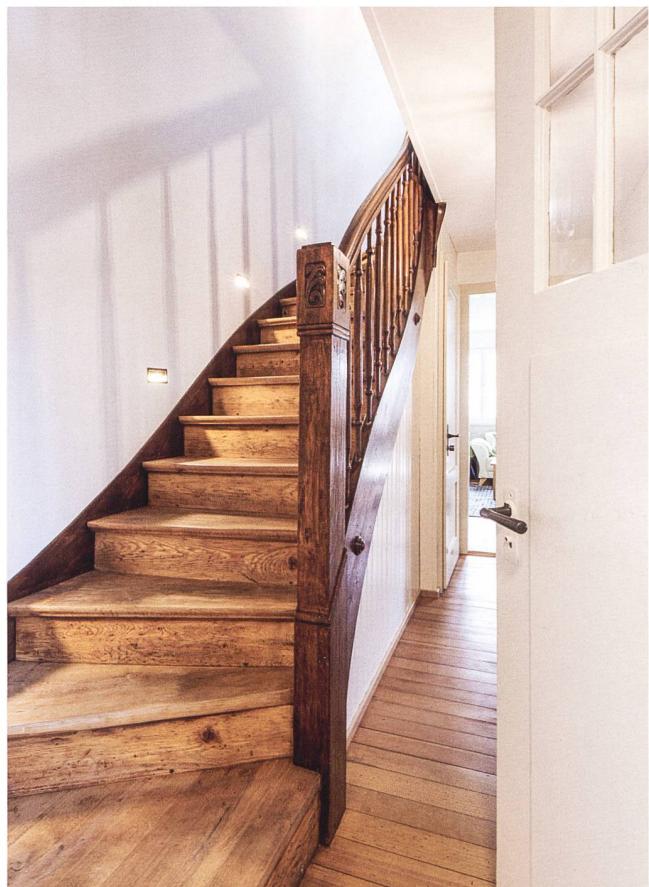


Abb. 15 **Cham, Gartenstrasse 16.** Bei der Innensanierung wurden Böden und Treppen sorgfältig restauriert und neu geölt, Wandtäfer und Türen mit Leinölfarbe neu gestrichen.

steilen, leicht geknickten Satteldächern sind die Wohnhäuser typische Vertreter der Heimatstilarchitektur aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Auch die grossen Pflanzgärten vor dem Haus, die ursprünglich zur Selbstversorgung vorgesehen waren, gehören zum Gartenstadtgedenken, der im Wohnungsbau des Heimatstils ein wichtiges Thema war.

Das Äussere des Doppelhauses Gartenstrasse 14/16 war vor gut zehn Jahren in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege renoviert worden. Die Innenräume jedoch waren in die Jahre gekommen. Als die heutigen Eigentümer der Haushälfte Nr. 16 diese im Jahr 2021 erwarben, setzten sie sich daher zum Ziel, die durch viele jüngere Schichten teilweise verdeckten Qualitäten des historischen Wohnhauses wieder hervorzuholen. Gleichzeitig sollten die Wohnräume an heutige Bedürfnisse angepasst werden. Zu diesem Zweck liess die Bauherrschaft jüngere, nicht schutzwürdige Oberflächen entfernen und die originalen Bauteile sorgfältig restaurieren (Abb. 15): Die Holzböden und die Treppe wurden geschliffen und geölt, alte Wandtäfer, Türfutter und Türen geschliffen und mit Leinölfarbe neu gestrichen, eine im Innern sichtbare Fachwerkwand wurde renoviert, das heisst der Riegel geputzt und die Ausfachungen gestrichen, die übrigen alten Wände gereinigt und neu gestrichen. Fehlende Türen wurden nach dem Vorbild der erhaltenen Wohnzimmertüre rekonstruiert. Mit dem Ersatz der sprossenlosen Fenster aus den 1980er Jahren durch neue, historisch passendere Sprossenfenster konnte zudem das äussere Erscheinungsbild aufgewertet werden. Die neuen Eingriffe im Haus konzentrieren sich im Wesentlichen auf die Badezimmer und die neue Küche. Letztere wurde mit einer passenden Durchreiche zum Wohnraum geöffnet. So konnte auf eine gute Art der Wohnkomfort gesteigert werden bei gleichzeitigem Erhalt der historischen Substanz.

GS-Nr. 2621, Ass.-Nr. 358a.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Oliver Tschirky.

Planung: Welz AG, Trogen.

Zimmermanns- und Schreinerarbeiten: Welz AG, Trogen; Malerarbeiten: Hannes Nussbaumer AG, Baar; Bodenbeläge: Kaspar Gantenbein AG, Speicher.

Literatur: Denkmal Journal 2, 2023, 50–57. – chamapedia.ch, Stichwort «Gartenstrasse 2–24, Riegelhäuser». – KDM ZG NA Bd. 2, 120. – Tugium 25, 2009, 20 f.

Cham, Hagendorf, Werkserweiterung Fensterfabrik: Aushubüberwachung

Römische Funde und Befunde eines Gewerbe- und Ritualbezirks sowie Lesefunde auf den umliegenden Parzellen waren der Grund für die Überwachung der Erdarbeiten der Werkserweiterung der Fensterfabrik Baumgartner. Doch Römisches blieb weitgehend aus – der Aushub ermöglichte dagegen einen überraschenden Einblick in eine viel ältere Zeitepoche.

Der Bodenaufbau des überwachten Geländes bestand vornehmlich aus groben, kiesigen Lorzenschottern, in die mit Schwemm- und vereinzelt Verlandungssedimenten verfüllte Fliessrinnen alter Lorzeläufe einschnitten. Die Ablagerungen

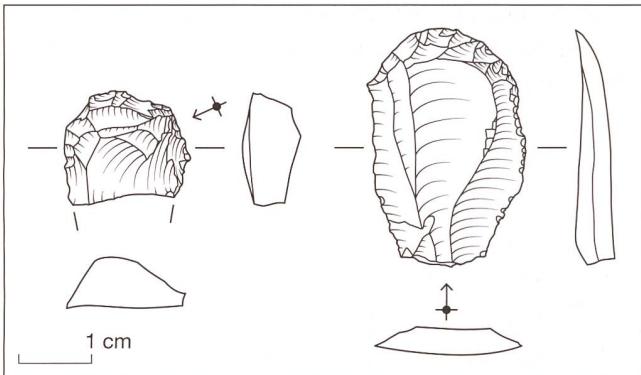


Abb. 16 *Cham, Hagendorf, Werkserweiterung Fensterfabrik.* Typologisch ansprechbare Silexfunde: Daumennagelkratzer Inv.nr. 922-3.4 und Kratzer Inv.nr. 2551-15.1.

dieser Flusslandschaft wurden überdeckt von grauen und ockerfarbenen Auenlehmen, die ausweislich einer ¹⁴C-Datierung zum Teil in die letzten Jahrhunderte v. Chr., also noch vor die römische Nutzung des Areals, zu stellen sind.

Nach dem Abhumusieren konnten im Norden des Geländes beim Absuchen des Auenlehms, auf dem noch Reste einer Pflugschicht lagen, einige archäologische Funde gemacht werden. Neben neuzeitlichen Funden, einem möglicherweise römischen oder frühmittelalterlichen Beschlag und einem im Querschnitt leicht abgeflacht-rundstabigen, gebogenen Buntmetallfragment konnten einige Silices geborgen werden. Ähnliche Silexfunde waren bereits von Begehungen der 1990er Jahre auf Nachbarparzellen bekannt. Eine Begutachtung ergab in zwei Fällen typologisch ansprechbare Artefakte, einen Daumennagelkratzer sowie einen etwas grösseren Kratzer mit vergleichsweise flacher Kratzerkappe (Abb. 16). Bei den restlichen Funden handelt es sich in zehn Fällen um Stücke mit Gebrauchsretuschen, die einerseits durch Schaben, andererseits durch (Feuer-?)Schlagen entstanden sein

dürften, sowie um Abfallprodukte von Schlagtätigkeit. Dauennagelkratzer sind typisch für das Mesolithikum, sie kommen aber auch im Neolithikum noch vor. Die Silices lassen sich damit von typologischer Seite zeitlich nicht sicher einordnen. Aufgrund ihrer stratigrafischen Position im oder direkt unter dem Humus, also deutlich über den fränkischen Funden (s. unten), die *in situ* angetroffen wurden, ist zudem unklar, ob sie wirklich ursprünglich hier abgelagert worden sind. Möglich ist auch eine sekundäre Verlagerung durch das Auftragen von ortsfremdem Humus. In nur wenigen Hundert Metern Entfernung liegt die Fundstelle Cham-Hueb A, von der mutmasslich spätpaläolithische Lesefunde stammen – letztlich lassen sich über die Herkunft der Silices jedoch keine gesicherten Aussagen machen.

In den von der Lorze abgelagerten Sedimenten wurden an verschiedenen Stellen vom Bagger Baumstämme freigelegt, welche bei Hochwasserereignissen verlagert worden sein dürften – sie waren meist von der Wurzel bis zum Wipfel erhalten, während die Äste grossmehrheitlich bereits fehlten (Abb. 17). Sie lagen in ungefähr 2–5 m Tiefe. Holzartbestimmungen an den Baumstämmen ergaben zumeist Eiche (*Quercus* sp.), in je einem Fall Esche (*Fraxinus excelsior*) und Waldföhre (*Pinus sylvestris*). ¹⁴C-Analysen (Abb. 18) haben überraschend hohe Alter für die datierten Hölzer ergeben. Sie dürften demnach aus Schwemmereignissen ganz am Anfang des Holozäns, nur kurz nach dem Ende der Eiszeit um 9700 v. Chr., stammen. Aufgrund von Pollenanalysen ist zwar bekannt, dass es damals in unserer Region bereits die ersten Eichen gab, subfossile Eichenhölzer dieses Alters konnten jedoch bisher noch nicht geborgen werden.

Aus sandigem Sediment in einer Tiefe von knapp 4 m unter der heutigen Oberfläche stammt die vordere Unterkieferhälfte eines ca. 5–7 Jahre alten Keilers, eines männlichen Wildschweins (*Sus scrofa*), mit erhaltenen Schneide- und



Abb. 17 *Cham, Hagendorf, Werkserweiterung Fensterfabrik.* Senkrechtfoto einer der frühholozänen Eichenstämme (FK 27/34) in Fundlage. Der Baumstamm ist in einer mit feinkörnig-schwärzlichem Verlandungssediment verfüllten Fliessrinne eingelagert, das organische Verlandungssediment der Fliessrinne grenzt sich scharf von den ockerfarbenen Lorzenschottern darüber ab.

Labor-Nr.	Material	¹⁴ C-Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (Oxcal v4.4, Int Cal20)
ETH-120679	Holzkohle (FK 31)	2141 ± 24 BP	349–54 v. Chr.
ETH-120680	Eiche (FK 27/34)	9322 ± 31 BP	8704–8463 v. Chr.
ETH-120681	Waldföhre (FK 35/49)	9381 ± 31 BP	8745–8560 v. Chr.
ETH-120682	Eiche (FK 41/43)	9514 ± 31 BP	9122–8715 v. Chr.
ETH-120683	Eiche (FK 42/44)	9485 ± 32 BP	9118–8637 v. Chr.
ETH-126678	Wildschweinzahn (FK 50)	9527 ± 29 BP	9123–8747 v. Chr.
ETH-129279	Rinde (FK 51.1)	9405 ± 30 BP	8781–8567 v. Chr.
ETH-129280	Haselnuss (FK 70.1)	9551 ± 31 BP	9130–8763 v. Chr.

Abb. 18 Cham, Hagendorf, Werkserweiterung Fensterfabrik. Übersicht über die bislang von der Fundstelle vorliegenden ¹⁴C-Datierungen.



Abb. 19 Cham, Hagendorf, Werkserweiterung Fensterfabrik. Ventralse Ansicht des Wildschweinunterkieferfragments mit Schnittspuren im Bereich des Kinns (innerhalb der Markierung).

Eckzähnen (Abb. 19). Auch dieser Fund hat ein fröhholozänes ¹⁴C-Alter ergeben, das sich mit dem der älteren Eichen überschneidet (vgl. Abb. 18). Ausweislich der Schnittspuren von Silexgeräten auf der Kieferunterseite, deren Orientierung typisch für das Abtrennen der Haut am Kinn sind, handelt es sich hierbei um einen archäologischen Fund, der das Zerlegen einer frühmesolithischen Jagdbeute an dieser Stelle belegt!

Aus Cham-Hagendorf liegen nun also sowohl naturräumliche als auch archäologische Zeugnisse vom Beginn des Holozäns, unserer heutigen Warmzeit, vor. Die in den Bodenaufschlüssen angetroffenen alten Schwemmsedimente, Flussläufe und Belege von Hochwassereignissen mit zahlreichen eingelagerten Baumstämmen sind, wenig überraschend, Hinweise auf eine stark von der Lorze geprägte Landschaft, die in Teilen auch schon recht stark bewaldet war. Der in der Lorzeaue stockende Eichenmischwald war Lebensraum für

Wildschweine, die sich an den Eicheln gütlich taten und ihrerseits wiederum auf dem Speiseplan der damaligen Menschen landeten.

GS-Nrn.: 971, 978, 2047 und 2196–2198.

Ereignisnr. Archäologie: 2551.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber, Jochen Reinhard, Renata Huber und Gishan Schieren.

Laboratoire d’archéozoologie, Université de Neuchâtel: Werner Müller. Labor für quartäre Hölzer, Langnau am Albis: Werner Schoch (Holzartbestimmung).

ETH Zürich: Irka Hajdas (¹⁴C-Datierungen).

Literatur: Karl-Heinz Habermehl, Altersbestimmung bei Wild- und Pelztieren. Möglichkeiten und Methoden. Ein praktischer Leitfaden für Jäger, Biologen und Tierärzte. Hamburg 1985. – Ebbe H. Nielsen, Paläolithikum und Mesolithikum in der Zentralschweiz. Mensch und Umwelt zwischen 17000 und 5500 v. Chr. Luzern 2009 (Archäologische Schriften Luzern 13). – Caty Schucany und Ines Winet, Schmiede – Heiligtum – Wassermühle. Cham-Hagendorf (Kanton Zug) in römischer Zeit. Grabungen 1944/45 und 2003/04. Basel 2014 (Antiqua 52).

Cham, Maschinengasse, Papiermaschinenhallen PM1–2,

PM3–4 und Holländergebäude: Sanierung und Umnutzung

Mit der Sanierung und Umnutzung der Papiermaschinenhallen und des Holländergebäudes nimmt die «Wasserfront» des neuen Papieri-Quartiers Gestalt an und beginnt zu leben. Die zusammen fast 200 Meter langen Bauten schliessen an den Kalanderbau an, der den südlichen Abschluss der Fabrikbauten zur Fabrikstrasse hin bildet. In den zwei- bis dreigeschossigen Gebäuden befanden sich jeweils im Erdgeschoss die grossen Hallen für die Papiermaschinen (PM1 bis PM4), in den Obergeschossen Räume für weitere Funktionen für die Papierherstellung sowie Büros. Der Holländerbau, der in der Mitte zwischen den beiden Gebäuden für die PM1–2 und PM3–4 liegt und diese überragt, beherbergte den sog. Papierholländer, eine Maschine, in der Lumpen zerkleinert und zerfasert wurden, um daraus Papier herzustellen. Die in ähnlicher Architektursprache, aber doch leicht verschieden ausgestalteten Bauten entstanden in mehreren Etappen. 1913 wurden als Erstes die Halle für die PM3 und der Holländerbau errichtet. Letzterer erfuhr 1919 eine Erweiterung nach Süden um sechs Achsen, während die Halle PM4 erst 1942 an die PM3 angebaut wurde. Die Gebäude für die PM1 und die PM2 wurden 1921 südlich an den Holländerbau angefügt. Sie schlossen die damals noch bestehende Lücke zum bereits 1910 erstellten Kalanderbau. Zusammen bilden die Bauten heute ein eindrückliches Ensemble der Industriearchitektur des frühen 20.Jahrhunderts. Dass sie, zusammen mit dem Kalanderbau, in ihrer gesamten Ausdehnung erhalten blieben, ist ein grosser Gewinn für das neue Stadtquartier.

Grundlage für die Umnutzung der Papiermaschinenhallen war, wie für das ganze Papieri-Areal, der Bebauungsplan «Papieri-Areal» von 2016. Das nun realisierte Projekt von Boltshauser Architekten ging als Siegerprojekt aus einem Studienauftrag mit mehreren eingeladenen Architekten hervor. Das Projekt hatte die Jury, in der die Denkmalpflege mit beratender Stimme vertreten war, durch seinen gekonnten

Abb. 20 Cham, Maschinen-gasse, Papiermaschinenhallen PM1–2, PM3–4 und Holländer-gebäude. Ansicht von Nord-westen. Die Aussenräume für die Wohnungen wurden auf der Flusseite als durchlaufende Loggia in das Gebäudevolumen integriert. Dies ermöglichte, das Fassadenbild möglichst intakt zu erhalten.



Umgang mit der historischen Bausubstanz überzeugt (Abb. 20). Beim Einbau der Geschäfts- und Gewerberäume im Erdgeschoss und bei den Wohnungen in den oberen Geschossen blieb die bauzeitliche Tragstruktur nicht nur weitestgehend erhalten, sondern auch sichtbar. Dies gelang, indem die Räume so in diese Struktur «eingewoben» wurden, dass die neuen Wände bewusst neben die tragenden Stützen zu stehen kamen. Zudem sind die Lofts teilweise zweigeschossig. Dadurch bleibt im Innern der Industriebau auch in seinen ursprünglichen Dimensionen spürbar. Die Balkone für die Wohnungen wurden in das Gebäudevolumen integriert, indem auf der Westseite hinter der Fassade eine durchlaufende Loggia eingebaut wurde. Dies ermöglichte, das Fassadenbild möglichst intakt zu erhalten. Im Äusseren wurden die Fassaden von jüngeren Malschichten befreit und nur zurückhaltend renoviert. Die Architekten wollten bewusst die Spuren der langen Geschichte der Industriebauten sichtbar lassen. Schadstellen wurden nur so weit ausgebessert, wie es nötig war, um zu vermeiden, dass sie sich weiter ausbreiten könnten. Grössere Rekonstruktionen waren auf der Ostseite nötig. Dort waren die Fabrikhallen im Verlaufe der Jahrzehnte mehrfach erweitert worden. Nach Entfernung dieser Anbauten zeigte sich, dass die originalen Fassaden teilweise stark beschädigt oder nicht mehr vorhanden waren. Die Architekten entwickelten die neuen Fassadenteile aus dem Bestand heraus. Neu hinzugefügte grössere Bereiche lehnen sich in ihren Gestaltungselementen an die Altbauten an, bleiben aber als Ergänzungen erkennbar. Als Grundlage für den Entscheid über den Umgang mit den Fenstern analysierten die Architekten alle Fassaden und nahmen den Bestand an Fenstern auf. Es zeigte sich, dass nur noch ein kleinerer Teil der Fenster bauzeitlich war. Der Bestand war insgesamt sehr heterogen, mit einer Vielzahl von verschiedenen Holz-, Aluminium- und Stahlfenstern, die

zu unterschiedlichen Zeiten im Verlaufe des 20. Jahrhunderts ins Gebäude gekommen waren. Man entschied sich daher, die Fenster zu ersetzen und sich für die neuen Fenster an vorgefundenen historischen Stahlfenstern zu orientieren.

GS-Nrn. 3366, 3359 und 3354, Ass.-Nrn. 30e, 31b und 31a.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie; Franziska Kaiser.

Wettbewerbsprojekt: Boltshauser Architekten AG, Zürich, und Albi Nussbaumer Architekten, Cham; Planung: Boltshauser Architekten AG, Zürich.

Sanierung Fassade: Anliker AG, Zürich; Fenster in Stahl: Swiss Gewerbebau GmbH, Hauptwil; Glasbausteine: Semadeni Glasbetonbau AG, Horgen, und Fuchs Design GmbH, D-Kerken; Oberflächenbehandlung Betonfassaden: Desax AG, Gommiswald.

Literatur: Michael van Orsouw, Der Zellstoff, auf dem die Träume sind. 350 Jahre Papieri Cham. Cham 2006, 75. – Tugium 33, 2017, 22f.

Cham, Papieriplatz 2, Portierhaus: Sanierung und Umnutzung «Klein, aber fein» – dieser Ausdruck passt zu keinem Gebäude auf dem riesigen ehemaligen Fabrikgelände so gut wie zum Portierhaus (Abb. 21). Im südöstlichen Teil des Areals gelegen, war der kleine Heimatstilbau seit jeher ein zentraler Ort: Hier kamen und gingen die Angestellten der Papierfabrik und registrierten unter dem wachen Auge des Portiers ihre Arbeitszeiten. Auch für andere zentrale Funktionen wie die Zugangskontrolle für Gäste und Waren, die Einteilung der Arbeitsschichten und bei Brandalarmen war der Portier zuständig. So wurde im Portierhäuschen in den 1960er Jahren die automatische Brandmeldeanlage installiert. Der Kleinbau wurde 1919 vom Chamer Baugeschäft Wilhelm Hauser errichtet. Seine aufwendige Gestaltung im Äusseren weist darauf hin, dass der Bau über seine wichtige funktionale Bedeutung hinaus auch einen repräsentativen Anspruch als Ankunfts-ort im Areal darstellen sollte. Typische Heimatstil-elemente sind das tief heruntergezogene Walmdach mit meh-



Abb. 21 Cham, Papieriplatz 2, Papieri-Areal. Portierhaus. Ansicht von Südosten. Einst Ankunftsstort für Angestellte und Gäste, beherbergt der schmucke Kleinbau heute einen Gemeinschaftsraum für das Quartier.

reren Dachgauben und die Vorhalle auf der Nordseite, die von vier durch Arkaden verbundene Säulen getragen wird. Glatt verputzte Eckpfleiler betonen die Gebäudecken. Die Türe an der Ostfassade, die in die Büroräume im Erdgeschoss und zu den Zimmern im Dachgeschoss führt, zeigt eine Aufdopplung mit angedeuteter Basis, Kanneluren und Kapitell und wird seitlich von profilierten, pfeilerartig ausgebildeten Gewänden gerahmt. Eine Verdachung mit gesimsartigem oberem Abschluss überspannt die Tür und das danebenliegende Zwillingfenster, darunter folgt ein mit rechteckigen Ornamenten verzierter Sturzbalken.

Im neuen Quartier, das auf der Grundlage des von der Chamer Stimmbevölkerung beschlossenen Bebauungsplans «Papieri-Areal» seit einigen Jahren nach und nach wächst, wird das Portierhäuschen an prominenter Stelle bleiben, nämlich direkt am zentralen Papieri-Platz. Künftig wird es den Quartierbewohnerinnen und -bewohnern als Gemeinschaftsraum dienen, mit kleinem Versammlungsraum, Küche und Büroräumen. Dafür haben es die Architekten in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege im Äusseren sorgfältig nach Bestand restauriert. Das Dach wurde wieder mit Biberschwanzziegeln eingedeckt, der Verputz saniert, Türen und Fenster, wo immer möglich, erhalten und ertüchtigt, notwendige Ergänzungen nach historischem Vorbild rekonstruiert. Ein grosser Gewinn ist der Rückbau jüngerer Einbauten in der Portierloge aus den 1960er Jahren, welche die Erscheinung des Baudenkmals auf der Nordostseite stark beeinträchtigten. An deren Stelle rekonstruierten die Architekten das ursprüngliche Erscheinungsbild nach den Originalplänen von 1919. Dafür konnten sie ein Fenster wiederverwenden, das zugunsten eines Gartenausgangs auf der Südseite durch eine Fenstertüre ersetzt worden war. Im Innern stimmte die Denkmalpflege zugunsten der künftigen Nutzung als Ge-

meinschaftsraum einigen Anpassungen zu. So konnte im Erdgeschoss eine Zwischenwand entfernt werden, um einen grossen Versammlungsraum zu erhalten. Weiter wurden eine Küche und behindertengerechte Toiletten eingebaut. Das Treppenhaus sowie die Räume im Dachgeschoss hingegen blieben weitestgehend im Originalzustand erhalten und wurden sorgfältig aufgefrischt. Treppenstufen und -geländer, Holzböden, Sockelleisten, Wandtäferungen, Türrahmen und Türen wurden neu geölt bzw. gestrichen. Neue Elemente und Oberflächen, die vor allem im Erdgeschoss für die neue Nutzung zugefügt wurden, sind als solche erkennbar, nehmen aber in der Materialisierung auf den Bestand und die ehemalige industrielle Nutzung des gesamten Papieri-Areals Bezug. Mit der nun abgeschlossenen Restaurierung ist es der Cham Group als Eigentümerin gelungen, den schmucken Kleinbau als historisch bedeutenden Bestandteil des Ensembles nicht nur zu erhalten, sondern ihm mit der neuen Nutzung auch wieder eine zentrale und soziale Funktion im Areal zu geben.

GS-Nr. 3365, Ass.-Nr. 30g.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Oliver Tschirky.

Planung: huggenbergerfries Architekten, Zürich.

Montagebau in Holz (Dach): Kost Holzbau AG, Küssnacht am Rigi; Fenster: Haupt AG, Ruswil; Schreinerarbeiten: Schreinerei A. Wettach GmbH, Baar; Malerarbeiten: Rast GmbH, Cham.

Literatur: chamaedia.ch, Stichwort «Papieriplatz 2, Portierhaus». – Michael van Orsouw, Der Zellstoff, auf dem die Träume sind. 350 Jahre Papieri Cham. Cham 2006, 75. – Tugium 33, 2017, 22f.

Cham, Zugersee, Strandplatte vor Villette und St. Andreas:

Tauchprospektion, Bohrsondierung, ¹⁴C-Datierungen

Auch im Winter 2021/22 wurden die Prospektionsarbeiten der ehrenamtlichen ATP-Tauchgruppe erfolgreich fortgesetzt. Sie konzentrierten sich wiederum auf die Flachwasserzonen vor dem Chamer Villette-Park und der Halbinsel St. Andreas



Abb. 22 Cham, Strandplatte vor Villette und St. Andreas. Orthofoto der Situation um den Lorzenausfluss («Lorzenschlund») mit einer Auskartierung der im Text erwähnten Entnahmestellen der neu datierten ^{14}C -Proben.

(Abb. 22). Ein Teil der Prospektionsergebnisse ist bereits in den Bericht im letzjährigen Tugium eingeflossen, hier wurde ausführlich über «sublakuste Baumstrünke» berichtet, von denen um den «Lorzenschlund» mittlerweile acht Exemplare bekannt sind. Nun liegen für zwei weitere dieser Weisstannenstrünke (Abb. 23) ^{14}C -Daten vor: Die beiden in 4 bis 5 Metern Tiefe dicht nebeneinander am Westrand der Kursschiff-Fahrrinne liegenden, ganz offensichtlich durch das Ausbaggern der Fahrrinne verlagerten Hölzer datieren in den Zeitraum zwischen 5467 und 5222 v. Chr. (ETH-129271, ETH-129272) – die beiden nahezu jahrgenau deckungsgleichen Datierungsspannen sprechen dafür, dass es sich tatsäch-

lich um einen einzelnen grossen, beim Baggern auseinandergebrochenen Baumstrunk handeln dürfte (Abb. 24). Überdies überschneiden sich die Messergebnisse zu diesem «Doppelstrunk» mit dem ^{14}C -Datum des westlichsten der bislang vor dem Chamer Ufer bekannten Baumstrünke, der nur wenige Meter vom Ufer entfernt nahe des kleinen Kiesstrands im Westen des Villette-Parks liegt. Damit deuten sich jetzt zwei scharf voneinander abgegrenzte Phasen ab, in die sich die Weisstannenstrünke vor dem Chamer Ufer einordnen: Die ältere Phase fällt dabei ins Frühneolithikum, in die Zeit um etwa 5300 v. Chr., die andere ist mit einer Datierung um rund 3800 v. Chr. jungneolithisch. Der jüngeren Phase lässt sich vermutlich noch ein weiterer Strunk im Flachwasser vor St. Andreas anschliessen. Nach wie vor völlig unklar ist, wie die Weisstannenreste in ihre heutige Lage auf der Strandplatte gelangt sind. Sowohl ein künstliches Einbringen durch die prähistorischen Menschen (als eine Art Fischreis?) als auch geologische Ereignisse wie etwa Rutschungen (infolge Erdbeben?) sind weiterhin in der Diskussion. Die ab den 1920er Jahren durch den Chamer Ingenieur Max Bütler vertretene Theorie eines prähistorischen Seepiegeltiefstands, bei dem die Bäume hätten auf der heutigen Strandplatte wachsen können, wird heute dagegen kritisch gesehen.

Ebenfalls ^{14}C -datiert wurde ein Pfahlbruchstück aus Pappe, das wenig südlich des «Doppelstrunks» – ebenfalls am Westrand der Fahrrinne, jedoch südlich der kleinen, zur Hirschgartenbadi gehörenden Badeplattform – aufgelesen wurde. Das frisch wirkende, (noch) kaum von Algen oder Dreikantmuscheln überwachsene und unverrollte Holzfragment lag frei am Grund vor einer von Kamberkrebsbauten durchzogenen Erosionskante östlich des Steinbergs Villette Ost (Abb. 25). Bearbeitungsspuren bzw. die Pfahlspitze fehlen. Die Entscheidung, das Pfahlfragment mitzunehmen, erwies

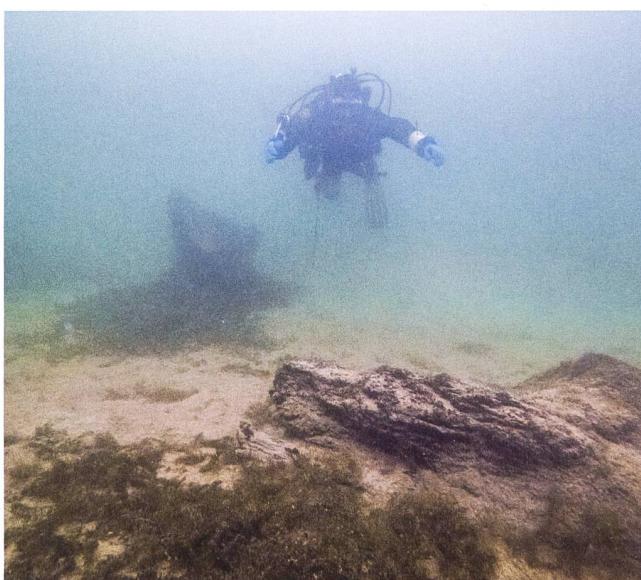


Abb. 23 Cham, Strandplatte vor Villette und St. Andreas. Anita Meier über den beiden Baumstrünken am Westrand der Kursschiff-Fahrrinne (Holz-Nrn. 2354-8 und 2354-9), der hintere Strunk ist im trüben Wasser nur schemenhaft zu sehen.

Nr.	Material	Labor-Nr.	¹⁴ C-Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (Oxcal v4.4, Int Cal20)
1	Streufund eines Pfahlfragments aus Pappel (<i>Populus</i> sp.) (Holz-Nr. 2354-7)	ETH-129270	4586 ± 22 BP	3494–3137 v. Chr.
2	Baumstrunk aus Weisstanne (<i>Abies alba</i>), liegend (Holz-Nr. 2354-8)	ETH-129271	6364 ± 25 BP	5467–5222 v. Chr.
3	Baumstrunk aus Weisstanne (<i>Abies alba</i>), liegend (Holz-Nr. 2354-9)	ETH-129272	6365 ± 26 BP	5467–5223 v. Chr.
4	Makrorest aus Bohrung (FK-Nr. 2357-8)	ETH-129273	5299 ± 23 BP	4239–4046 v. Chr.
5	vierkantig zugeschnittene Pfahlspitze aus Eiche (<i>Quercus</i> sp.) (Holz-Nr. 2622-1)	ETH-129292	3009 ± 22 BP	1381–1129 v. Chr.

Abb. 24 Cham, Strandplatte vor Villette und St. Andreas. Liste der neu ¹⁴C-datierten Proben aus der Flachwasserzone des Chamer Ufers, zur Lage vgl. Abb. 22.

sich als goldrichtig: Das Holz ergab ein ¹⁴C-Datum, das in die Zeit zwischen 3494 und 3137 v. Chr. (ETH-129270) und somit ins Spätneolithikum fällt! Aus dieser Epoche sind rund um den Zugersee zahlreiche Pfahlbaufundstellen der Horgen-Kultur bekannt, und auch die zum Jahresbeginn 2020 nahe dem Westrand des Steinbergs Villette West geborgene Steinbeilklinge aus Grüngestein dürfte in diesen Zeitraum fallen. Mit dem jetzt erfolgten Nachweis eines Pfahles aus dieser Zeit verdichten sich die Hinweise auf eine Nutzung der Steinberge und ihres Umfelds auch im Spätneolithikum – allerdings gibt der Fund des Pfahlbruchstücks nicht nur Anlass zur Freude: Die Auffindesituation des ganz offenbar frisch auserodierten Holzes deutet darauf hin, dass die prähistorischen Befunde im Bereich der Fahrinne, darunter auch der Steinberg Villette Ost selbst, stark der Erosion ausgesetzt sind.

Im vergangenen Jahr wurden von der ATP-Tauchgruppe erstmals auch Bohrsondierungen durchgeführt. Verwendet wurde ein Hand-Bohrstock («Pürckhauer») mit einer nutzbaren Bohrlänge von 1,5 m, die gewonnenen Bohrkerne messen etwa zwei Zentimeter im Durchmesser (Abb. 26). Ziel dieses Testlaufs war die Kuppe des Steinbergs St. Andreas Ost – da von dort jungneolithische Scherbenfunde und

ebenfalls in diese Zeit datierte plattig-verkohlte Rindenstücke bekannt sind, bestand die Hoffnung, auch auf Kulturschichten zu stoßen. Die bislang in den Bohrprofilen aufgeschlossenen feinkörnig-seekreidigen Schichten zeigen jedoch keine eindeutigen Spuren menschlicher Aktivität; sie sind, vor allem im oberen Teil der Bohrprofile, nur teilweise leicht muddig organisch angereichert, überwiegend handelt es sich um graue bis weisse, teils gebänderte Seekreiden. In einer der Bohrungen wurde allerdings in 63 cm Tiefe unter dem Seegrund eine rund 5 cm starke Makrorestschicht aus kleinteiligen Pflanzenstängeln angetroffen, die auf 4239 bis 4046 v. Chr. (ETH-129273) ¹⁴C-datiert werden konnte. Damit liegt – vom zwischen 1996 und 2013 mittels Unterwassergrabungen untersuchten Steinberg Eslen abgesehen – erstmals ein eindeutiger Hinweis auf das Alter der Sedimentsockel unter den Steinbergen vor. Spannenderweise weisen die ganz in der Nähe zwischen den Steinen geborgenen Keramikfragmente und Holzkohlereste ein identisches Alter auf! Dies unterstreicht wiederum die bereits geäusserte Vermutung, dass das heute zwischen den Steinen am seeseitigen, Wind und Wellenschlag ausgesetzten Südrand der Steinberg-Schüttung liegende Fundmaterial aus erodierten bzw. erodierenden Schichten stammt, die im Bereich der Steinbergkuppe mög-



Abb. 25 Cham, Strandplatte vor Villette und St. Andreas. Anita Meier über der von Kamberkrebsbauten durchzogenen Erosionskante östlich des Steinbergs Villette Ost, an deren Fuss das auserodierte spätneolithische Pfahlbruchstück frei am Grund liegt.



Abb. 26 Cham, Strandplatte vor Villette und St. Andreas. Jochen Reinhard bei der Dokumentation von Bohrung B1, ein Stehpaddelbrett dient als Unterlage zum Fotografieren und als Schreibtisch, ein Aufblas-Kanadier als «Mutterschiff» für den Materialtransport.

licherweise noch besser erhalten, aber nicht als «klassische» Kulturschichten erkennbar sind.

Bei einem der Prospektionstauchgänge vor dem Villette-Ufer fiel schliesslich im nur wenig mehr als metertiefen Wasser eine Reihe von oben spitz abgefaulten Pfahlköpfen auf. Diese bilden in der Bucht zwischen der den Park im Westen begrenzenden Halbinsel, dem «Inseli», und dem kleinen Kiesstrand des Villette-Parks eine L-förmige Struktur, der lange Schenkel läuft dabei rechtwinklig auf das Ufer zu. Bei einer anschliessenden Literatur- und Archivrecherche zeigte sich, dass die Pfahlstruktur mit einem Pfahlfeld korrespondiert, dessen «mächtige eichene Pfähle» bereits in den 1910er Jahren bekannt waren. Max Bütler skizzierte die Struktur des Pfahlfeldes 1934 in einem Brief an Michael Speck (Abb. 27). Der Skizze zufolge handelt es sich um «2 Systeme von je an 20 Pfählen in Parallelreihen, sicher prähistorisch», die heute nur noch teilweise erhalten bzw. erkennbar sind. Der Versuch, die heute noch sichtbaren Pfähle einzumessen, scheiterte im September 2022 an schlechten Sichtbedingungen, immerhin konnten aber mehrere der Pfähle wieder aufgefunden werden. Beim Versuch, eine ¹⁴C-Probe von einem der Pfähle abzusägen, zeigte sich, dass es sich um die vierkantig zugehauene Spitze eines massiven Eichenpfahls handelte, von dem nur noch das konisch aberodierte Kernholz aus dem seekreidigen Schlick ragt, das Splintholz ist über dem Seegrund nicht erhalten. Die mittlerweile durchgeführte ¹⁴C-Datierung er-

brachte ein Datum zwischen 1381 und 1129 v. Chr. (ETH-129292) – damit erweitern sich die Hinweise auf eine prähistorische Nutzung der Strandplatte vor der Villette bis in die Mittel- oder Spätbronzezeit. Die von Bütler überlieferte Struktur des Pfahlfeldes und die Menge und Stärke der verbauten Pfähle deuten darauf, dass wir es vermutlich mit einer grösseren Fundstelle zu tun haben. Auch hier ist jedoch mit erheblichen Verlusten durch Erosion zu rechnen – von dem beprobenen Pfahl war bereits nur noch der untere Teil der Spitze vorhanden! Zeitgleiches Fundgut fehlt in der Umgebung bislang vollständig.

Die Tauchprospektionen der letzten Jahre um den Lorzeausfluss zeigen deutlich, dass mit gründlichem, wiederholtem und systematischem Abschwimmen der Flachwasserzonen zu unterschiedlichen Zeiten und bei unterschiedlichen Bedingungen immer wieder neue Erkenntnisse zur prähistorischen Nutzung dieser Areale möglich sind – auch in kaum brusttiefer Wasser, nur wenige Meter vom (heutigen) Ufer entfernt. Sie zeigen aber auch, wie stark dieses archäologische Erbe gefährdet ist: Alle der hier beschriebenen Fundstellen sind durch Erosion und menschliche Eingriffe massiv bedroht.

GS-Nrn. 60007–60009.

Ereignisnrn. Archäologie: 300.125, 2354, 2357 und 2622.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard und Gishan Schieren.

Archäologische Tauchprospektionen (ATP): Daniel Freund, Anita Meier und Jochen Reinhard.

ETH Zürich: Irka Hajdas (¹⁴C-Datierungen).

Labor für quartäre Hölzer, Langnau a. Albis: Werner H. Schoch (Holzartbestimmung).

Literatur: Renata Huber und Christian Harb, Fischerhütten des frühen Jungneolithikums in Cham-Eslen (Kanton Zug). Basel 2022 (Antiqua 56), besonders 14–33, 67–69. – Jochen Reinhard, Daniel Freund und Anita Meier, «Steinberge» im Flachwasser des nördlichen Zugerseeufers. Aktuelle Tauchprospektionen auf altbekannten Fundstellen. In: Tugium 36, 2020, 89–100, besonders 96 f. – Emmanuel Scherer, Die urgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Altertümer des Kantons Zug. In: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 24/1, 1922, 1–7, besonders 4 f. – Tugium 37, 2021, 45 f.; 38, 2022, 43–46. – Jb AS 104, 2021, 141 f.

Menzingen, Kirchgasse 2–4: Bauarchäologische Kurz-dokumentation und Einbau einer Arkade

Im Jahr 2022 sanierte das Tiefbauamt des Kantons Zug die Ortsdurchfahrt durch Menzingen. Neben einer Verbesserung der Sicherheit für alle Verkehrsteilnehmer hatten die Massnahmen auch zum Ziel, das Dorfzentrum von Menzingen aufzuwerten. Insbesondere sollte es für Fussgängerinnen und Fussgänger attraktiver werden. Diese Aufgabe stellte die Verantwortlichen an einigen Stellen vor Herausforderungen. So auch beim Haus Kirchgasse 2–4, das mit seinem wohl spätmittelalterlichen Kern zu den letzten Zeugen der historischen Siedlungsentwicklung in Menzingen gehört und durch seine Stellung und äussere Erscheinung das Ortsbild im Zentrum wesentlich mitprägt. Die Gemeinde hatte 2017 beim Tiefbauamt beantragt, im Erdgeschoss des Hauses Kirchgasse 2–4 eine Arkade einzubauen, um das Trottoir auf dieser Strassen-

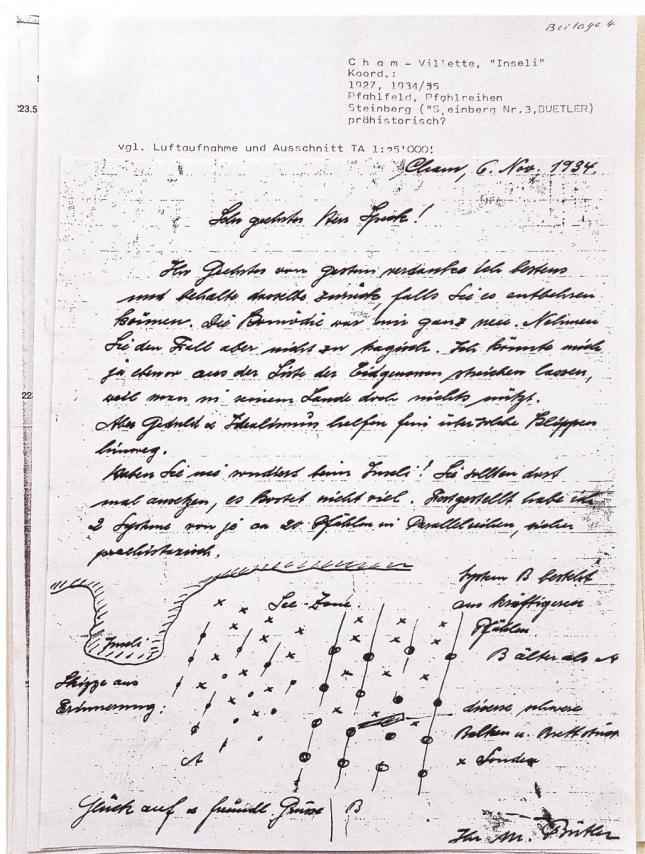


Abb. 27 Cham, Strandplatte vor Villette und St. Andreas. Skizze des «sicher prähistorischen» Pfahlfelds vor dem Villette-Park von Max Bütler in einem Brief an Michael Speck vom 6. November 1934.

seite nicht unterbrechen zu müssen. Nach einem Augenschein vor Ort und der Abwägung verschiedener Interessen hatte 2018 die damals noch amtierende Kantonale Denkmalkommission der Direktion des Inneren empfohlen, das Haus unter Schutz zu stellen. Im Sinne des öffentlichen Interesses an einer Aufwertung des Ortskerns sollte jedoch das Erdgeschoss vom Schutzmfang ausgenommen und der Einbau einer Arkade zugelassen werden. Bedingung sei jedoch, dass sich der Eingriff auf das Erdgeschoss konzentriere und die oberen Geschosse dadurch nicht tangiert würden.

Die beauftragten Architekten lösten die schwierige Aufgabe mit grosser Sorgfalt. Unvermeidlich war, dass der Einbau der Arkade grosse Eingriffe in die Substanz des Sockelgeschosses erforderte (Abb. 28). Die für die Trottoirführung erforderliche Terrainabsenkung machte auch eine teilweise Unterfangung des historischen Gebäudes notwendig. Bei der gestalterischen Einfügung der neuen Arkade achteten die Architekten jedoch darauf, dass der Sockel des Hauses nicht «aufgelöst» wird, sondern dass die Ecken des Hauses spürbar bleiben und die neue Fassade insgesamt dem historischen Bild gerecht wird. Auch wurden die vom Eingriff mitbetroffenen Teile des Altbau im Sockelbereich und im unteren Teil des Schindelschirms sorgfältig restauriert bzw., wo nötig, mit denkmalgerechten Materialien ersetzt.

Der Einbau der Arkade wurde von der Abteilung für Bau- forschung und Mittelalterarchäologie tageweise begleitet, um



Abb. 28 Menzingen, Kirchgasse. Ansicht von Südwesten mit neu eingebauter Arkade für das Trottoir. Die denkmalpflegerisch grundsätzlich schwierige Aufgabe haben die Architekten mit grösstmöglichen Respekt vor der historischen Substanz gelöst.

Informationen zum ursprünglichen Sockelgeschoss zu gewinnen. Die Südfassadenmauer zur Hauptstrasse wies im angetroffenen Zustand bereits vier grosse, moderne Schau- fensteröffnungen und mittig einen Ladeneingang auf. Vom ursprünglichen Mauerwerk hatte sich in dieser Front nichts erhalten. Aufgrund der Mauerstärke sind Reste des kernbau- zeitlichen Sockels in der Nordfassadenmauer und in Ab- schnitten der beiden Trauffassadenmauern zu vermuten. Die Maueroberflächen sind allerdings vollständig glatt verputzt, sodass zurzeit keine gesicherten Aussagen möglich sind. Im Urzustand dürften in der rückwärtigen Gebäudehälfte ver- mutlich keine Kellerräume vorhanden gewesen sein.

GS-Nr. 2, Ass.-Nr. 49a.

Ereignisnr. Archäologie: 2208.2

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Wey und Marzell Camenzind-Nigg.

Planung: Zumbühl & Heggli Architekten, Zug; Steinarbeiten: Leo Bovet, Bildhauer und Steinmetz, Meggen.

Menzingen, Schönbrunn, Werkstattgebäude: Aussen- sanierung

Bad Schönbrunn war im späten 19. Jahrhundert und bis zum Ersten Weltkrieg ein berühmtes Kurbad. Der Menzinger Dorfarzt Peter Hegglin hatte das quellenreiche Grundstück 1858 erworben und zwei Jahre später hier die «Wasserheil- Anstalt Bad Schönbrunn» eröffnet. Die Kurgäste tranken das sieben Grad kalte Quellwasser, aber auch Kuhmolke. Dampf-, Salz- und Schwefelbäder, Duschen, Abreibungen und Fuss- bänder mit kaltem oder warmem Wasser unterstützten die Kur ebenso wie Massagen, Heilgymnastik sowie Tennis-, Boccia- und Kegelspiel als körperliche Betätigungen. Hegglin wurde zu einer international renommierten Fachperson für Wasser- therapien, und die Gäste kamen nicht nur aus der ganzen Schweiz, sondern viele aus Frankreich, Belgien und Italien, ja sogar aus Übersee nach Schönbrunn. Wie viele vom Tou- rismus abhängigen Betriebe, musste auch das Bad Schön- brunnn nach dem Ersten Weltkrieg schliessen. 1929 erwarb der Verein «Bad Schönbrunn» die Liegenschaft, und die Jesuiten richteten hier ein Exerzitien- und Bildungshaus ein, das heu- tige Lassalle-Haus.

Das alte Kurhaus wurde 1970 abgetragen, nachdem der Neubau, der übrigens aufgrund seiner herausragenden Archi- tektur heute ebenfalls ein denkmalgeschütztes Gebäude ist, erstellt worden war. Die erhalten gebliebenen Teile des Parks mit altem Baumbestand sowie mehrere Nebengebäude lassen aber die Stimmung der Kuranlage des 19. Jahrhunderts noch spüren. Dies ist zum einen die sog. Alte Villa (Ass.-Nr. 253c), die 1874 als «Wohngebäude mit Bade- und Wascheinrichtun- gen» erbaut worden war und heute vom Lassalle-Haus ge- nutzt wird. Zum andern sind dies ein Werkstatt- und ein Lagergebäude (Ass.-Nrn. 253g u. 253h), die hinter der Villa östlich gegen den bewaldeten Hang stehen und direkt aneinandergebaut sind (Abb. 29). Sie entstanden 1883, zum glei- chen Zeitpunkt, als die Alte Villa bereits ein erstes Mal umge-

baut wurde. In den Ökonomiebauten waren ursprünglich ein Waschhaus, ein Schopf und ein Dampföfen untergebracht. 1930 wurden die Gebäude zu einer Werkstatt mit Lagerhaus umgebaut. Die Holzbauten sind im Erdgeschoss teilweise gemauert und im Äusseren mit vertikalen Holzschalungen verkleidet. Sie zeigen eine zeittypische historisierende Gestaltung mit Elementen des Schweizer Holzstils.

Die aktuelle Restaurierung betraf den südlichen der beiden ehemaligen Ökonomiebauten der Kuranstalt (Ass.-Nr. 253g). Er wird heute von der Stiftung Zuwebe als Verkaufsläden für die Erzeugnisse des von ihr bewirtschafteten Gartens oberhalb des Lassalle-Hauses sowie als Garderobe, Werkstatt und Lager genutzt. Die Stiftung begleitet Menschen mit Beeinträchtigung im Arbeits-, Ausbildungs- und Wohnbereich und unterstützt sie bei der Integration. Das Gebäude wurde sanft restauriert und mit einem neuen Dach versehen. Dabei wurde die Holzverschalung repariert und neu gestrichen, stark beschädigte Teile wurden ersetzt. Ebenso wurde das Mauerwerk saniert und gestrichen. Türen, Fenster, Fensterläden und Gitter konnten erhalten werden und wurden neu gefasst. Wo nötig, wurden Türen und Fenster ertüchtigt. Als Entscheidungsgrundlage für die Wahl der Materialien und Farben an den Fassaden untersuchten die Restauratoren die verschiedenen Bauteile im Detail. Dabei konnten sie von der bauzeitlichen Farbigkeit noch zahlreiche Spuren finden, weil die Gebäude bis heute nur sehr wenige Renovationen erfah-

ren hatten. Es zeigte sich, dass die beiden aneinandergebauten Gebäude ursprünglich farblich verschieden gestaltet waren. Für die neue Farbgebung des Werkstattgebäudes orientierte man sich schliesslich an der aufgefundenen ersten Fassung.

GS-Nr. 535, Ass.-Nr. 253g.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Wey.

Planung: Hotz AG, Ruedi Hotz, Zug.

Untersuchung und Restaurierung Farbfassung: Fontana und Fontana; Restaurierung Gipswände und -decke: Knöchel + Pungitore AG, Luzern; Renovation Holzwerk: Zürcher Holzbau AG, Finstersee.

Literatur: KDM ZG NA Bd. 1, 198. – Tugium 32, 2016, 34f.

Risch, Kirchenstrasse 5, Reformierte Kirche Rotkreuz:

Sanierung

S. Ausgewählte Objekte, 34 f.

Risch, Rischerstrasse 23, Holzschoopf: Instandstellung

Der Holzschoopf aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gehört zum über 300 Jahre alten Pfarrhof und ist Teil des Kirchweilers Risch, der an prominenter Lage auf einer Hangterrasse über dem Seeufer liegt (Abb. 30). Die historische Baugruppe, bestehend aus der Pfarrkirche St. Verena mit ehemaligem Beinhaus, dem Pfarrhaus mit Holzschoopf, dem ehemaligen Kaplanenhaus und dem ehemaligen Pächterhaus steht an der alten Landstrasse, die zeitlich ins Mittelalter zurückreicht und von Buonas nach Küssnacht führt. Seit dem



Abb. 29 Menzingen, Schönbrunn, Werkstattgebäude. Ansicht von Nordwesten. Bei der sanften Restaurierung des Gebäudes wurden nicht nur Mauerwerk und Holzverschalung saniert und repariert, sondern auch Türen, Fenster, Fensterläden und Gitter blieben erhalten und wurden nach historischem Befund wieder neu gefasst.



Abb. 30 Risch, Rischerstrasse 23, Holzschoopf. Ansicht von Nordwesten. Der neu restaurierte Holzschoopf neben dem Pfarrhaus stammt aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts und trägt, als einziges erhaltenes historisches Nebengebäude, zur typologischen Vielfalt des ehemals bäuerlichen Kirchweilers Risch bei.

frühen Mittelalter war die Pfarrkirche St. Verena das kirchliche Zentrum im weiträumigen Streusiedlungsgebiet. Das Ensemble Pfarrhaus mit Holzschoß ist ein integraler Bestandteil dieses kulturell äußerst bedeutenden Kirchweilers. Als einziges historisches Nebengebäude in dem ehemals bäuerlichen Kirchweiler trägt der Holzschoß zur typologischen Vielfalt des ortsbildprägenden Ensembles bei.

Der zierliche Ständerbau erhebt sich über einem rechteckigen Grundriss und trägt ein geknicktes Satteldach. Ein Klebdach auf Traufhöhe gliedert jeweils die Giebelseiten. Das verbretterte Dachgeschoss mit gefelderten Dachuntersichten ist dadurch klar vom Erdgeschoss abgesetzt. Dieses besteht aus einem diagonalen Balkenraster mit offen ausgefachten Wandfeldern, die in der Gesamtansicht zu einem Rautenmuster zusammengefügt sind.

Der Schopf wurde 2021 instand gestellt. Dabei wurden verfaulte oder beschädigte Holzelemente des Ständerbaus sowie der Dachkonstruktion sorgsam ersetzt. Dachrinnen, Ablaufrohre sowie Trauf- und Randblech wurden ausgewechselt und das Dach mit Ton-Biberschwanzziegeln neu eingedeckt.

GS-Nr. 636, Ass.-Nr. 2b.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anke Köth und Saskia Roth. Ausführung: Portmann Holzbau GmbH, Meierskappel; Bucher Dach AG, Rotkreuz.

Literatur: KDM ZG NA Bd. 2, 372.

Risch, Rotkreuz, Industriestrasse 6: Computertomografie

Mammutstosszahn

Der nahezu vollständige, rund 17 000 Jahre alte Stosszahn eines späteiszeitlichen Wollhaarmammut-Bullen, der 2015 zusammen mit weiteren Skelettteilen in einer Baugrube in Rotkreuz entdeckt wurde, konnte im Juni 2021 erneut mittels Computertomografie (CT) untersucht werden. Bisherige CT-Scans waren bedingt aussagekräftig: Der Stosszahn passte

nur teilweise in den Messbereich der CT-Geräte und konnte so teils nicht vollständig erfasst werden, teils liessen sich die Binnenstrukturen des Elfenbeins mangels Bildkontrast nicht ausreichend abbilden. Nun bot sich aufgrund technischer Weiterentwicklungen eine neue Möglichkeit. Am Institut für Radiologie des Kantonsspitals Baden wurde im Februar 2021 ein neues CT-Gerät vom Typ Siemens Somatom x.ceed in Betrieb genommen, das im Vergleich zu bisherigen medizinischen CTs eine vergrösserte sog. «Gantry» mit einer 82 cm weiten Öffnung aufweist und zudem ein deutlich erweitertes Untersuchungsfeld bietet. Im Rahmen verschiedener Tests dieses neuen Gerätes ist es nun erstmals gelungen, den 206 cm langen, an der Basis 16 cm starken Rotkreuzer Stosszahn in einem Stück zu scannen. Viel Platz blieb dabei nicht – durch die helixartig in sich verdrehte Form des Stosszahns nimmt dieser eine lichte Weite von 80 cm ein, sodass zur Wand der «Röhre» nur noch je ein Zentimeter Luft blieb (Abb. 31).

Bei der Analyse der Binnenstrukturen sind insbesondere die im Elfenbein kegelförmig angelegten jährlichen Zuwachszenen von Interesse (Abb. 32b). Sie geben einerseits Auskunft über das Individualalter des Tieres, zum anderen können sie auch Hinweise zum Lebensverlauf des Tieres geben, indem sie Zonen aufweisen, die Stresssituationen widerspiegeln, etwa ein unzureichendes Nahrungsangebot. Im Fall des Rotkreuzer Stosszahns konnten insgesamt 32 Zuwachszenen identifiziert werden, die so ein Mindestalter des Tieres anzeigen (Abb. 32c). Das eigentliche Individualalter, das das Tier erreichte, lag jedoch sicher um einige wenige Jahre höher, da dem Stosszahn an seiner Spitze ungefähr 50 cm fehlen. Beim Wollhaarmammut entsprechen die geschätzten mindestens 40 Jahre einem erwachsenen Tier im «besten» Alter; wie heutige Elefanten könnten Mammuts wohl mehr als 60 Jahre alt werden, bis ihr letzter Satz Backenzähne voll-

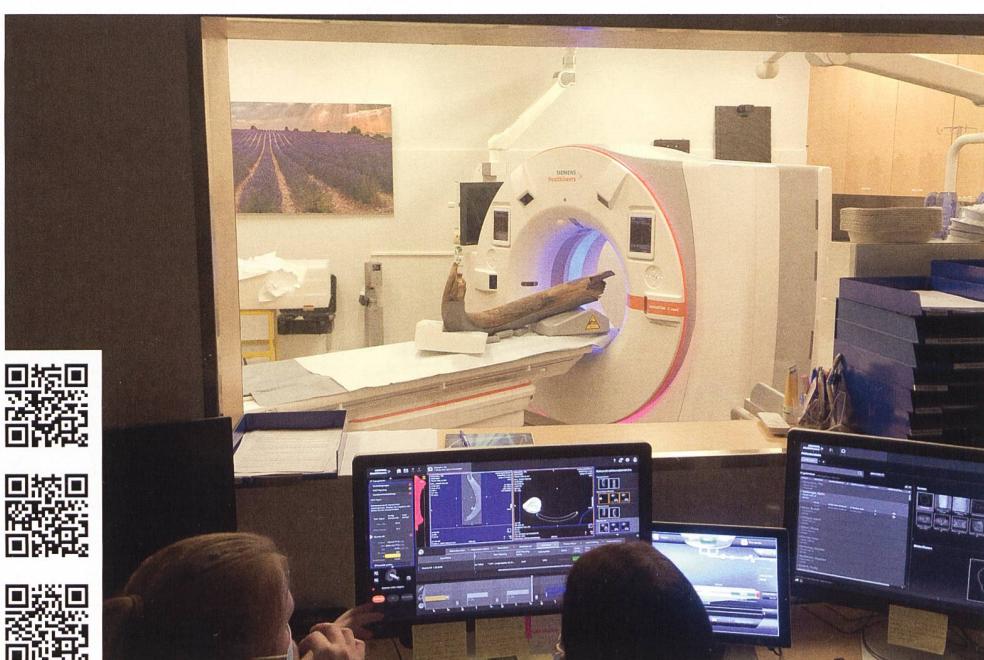


Abb. 31 Risch, Rotkreuz, Industriestrasse 6. Der Mammutstosszahn im Computertomografen am Institut für Radiologie des Kantonsspitals Baden. Die QR-Codes führen zu einem YouTube-Beitrag des Kantonsspitals Baden (oben) und zu einem Beitrag auf Tele MI (Mitte), die beide über den speziellen «Patienten» berichten, sowie zu einem 3D-Modell des Stosszahns (unten).

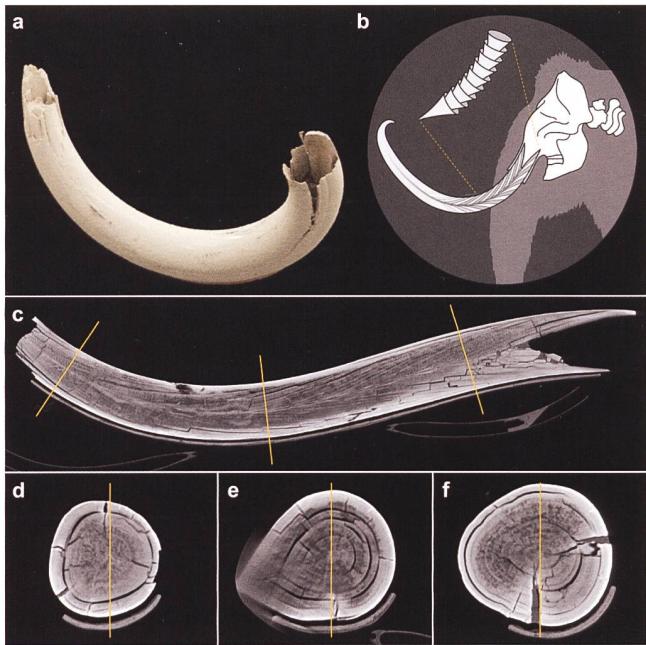


Abb. 32 Risch, Rotkreuz, Industriestrasse 6. CT-Scan des Mammutsstosszahns. a) Volumenrekonstruktion, b) schematische Darstellung der jährlichen Zuwachszenen in einem Mammutsstosszahn, c) Abrollung der Schnittbilder entlang des zentralen Markkanals über die gesamte erhaltene Länge des Stosszahns, d), e) und f) Schnittbilder quer durch den Stosszahn.

ständig abgenutzt war und sie zugrunde gingen, weil sie keine Nahrung mehr aufnehmen konnten. Woran der Rotkreuzer Mammutbulle gestorben ist, bleibt aber weiterhin unklar; weder am Stosszahn noch in den Knochen konnten entsprechende Hinweise gefunden werden, die Backenzähne sind nicht überliefert, sodass der Abkauungsgrad nicht beurteilt werden kann. Altersschwäche wird es aber wohl nicht gewesen sein. Vielleicht ist der Rotkreuzer Mammutbulle bei seiner letzten Wanderung Opfer eines Unfalls geworden?

GS-Nr. 1990.

Ereignisnr. Archäologie: 2166.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Renata Huber und Jochen Reinhard.

Kantonsspital Baden, Institut für Radiologie: Tilo Niemann.

Universität Zürich, Institut für Evolutionäre Medizin: Patrick Eppenberger.

Literatur: Patrick Eppenberger, Renata Huber, Jochen Reinhard, Frank Rühli, Rachel A. Kubik-Huch und Tilo Niemann, CT-based Age Estimation of a Mammoth Tusk. In: Radiology 305/2, 2022, 297. – Daniel C. Fisher, David L. Fox und Larry D. Agenbroad, Tusk growth rate and season of death of *Mammuthus columbi* from Hot Springs, South Dakota, USA. In: Jelle W. F. Reumer, John de Vos und Dick Mol (Hg.), Advances in Mammoth Research (Proceedings of the Second International Mammoth Conference, Rotterdam, 16–20 May 1999), 2003 (DEINSEA 9), 117–133. – Semyon E. Grigoriev, Daniel C. Fisher, Theodor Obadă, Adam N. Rountrey, Grigory N. Savvinov [...] und Alexei N. Tikhonov, A woolly mammoth (*Mammuthus primigenius*) carcass from Maly Lyakhovsky Island (New Siberian Islands, Russian Federation). Quaternary International 445, 2017, 89–103. – Tugium 32, 2016, 103–110; 34, 2018, 123–131; 35, 2019, 43; 36, 2020, 57–65. – Jb AS 100, 2017, 185.

Unterägeri, Ägerisee, Flachwasser vor Riederlen: Tauchprospektion und Zustandskontrolle.

Entlang des Ägerisee-Westufers, vom Lorzenausfluss bis zum Chilchbüel, sind zahlreiche Reste charakteristisch trichterförmiger Fischfanganlagen, sog. Fischfache, erhalten. Die aus fingerdicken, in den Grund gerammten (Tannen-)Ästen («Stickeln») bestehenden Strukturen lassen sich bereits im Luftbild im Flachwasser der Strandplatte gut erkennen, sie dienten als Leitzäune, um Fische in eine in die Trichteröffnung gestellte Reuse zu lenken. Erstmals archäologisch beauftragt wurden die Fischfache des Ägerisees bei Prospektionsmaßnahmen der Jahre 2000 und 2010, die die Uferlinie des Sees vollständig erfassten. Der nördliche Bereich der Strandplatte vor den Riederlen, vom Lorzenausfluss bis zum Strandbad, wurde zudem 2017 mithilfe einer Drohne dokumentiert (Abb. 33).

Im Spätherbst 2022 erfolgten nun weitere, durch die ehrenamtlichen ATP-Taucher getragene Tauchprospektionen, die eine Zustandskontrolle des Uferabschnitts von der Hüribachmündung bis zum Chilchbüel zum Ziel hatten. Es zeigte sich, dass die Fischfachensysteme auf der Strandplatte südlich des Campingplatzes durchgängig und – vor allem im Vergleich zu vergleichbaren Konstruktionen im Zugersee und am Ostufer des Ägerisees – zu grossen Teilen aussergewöhnlich gut erhalten sind (Abb. 34). Datierungsversuche stehen bislang noch aus, Anlagen dieser Art sind im Kanton Zug aber noch bis weit in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts gebaut und unterhalten worden. Es ist stark anzunehmen, dass die Fischfachensysteme über einen längeren Zeitraum immer wieder ausgebaut und erneuert wurden, vergleichbare Anlagen an anderen Seen haben teils eine Nutzungsdauer von mehreren Hundert Jahren. Einen Hinweis auf das Alter mag aber die Lage der Fischfache zur Uferlinie bzw. zum Wasserspiegel liefern: Im ab 1591/92 mehrfach künstlich abgesenk-



Abb. 33 Unterägeri, Ägerisee, Flachwasser vor Riederlen. Fischfache im Flachwasser nördlich des Strandbades Unterägeri und südlich des Lorzenausflusses, die trichterförmigen Einzelemente der Fischfangsanlage sind im senkrechten Nahbereichsluftbild gut zu erkennen.



Abb. 34 Unterägeri, Ägerisee, Flachwasser vor Riederern. Die Fischfache, hier einer der Fangtrichter südlich der Hüribachmündung, sind grösstenteils noch sehr gut erhalten. Die hohe Dichte der die Seitenwände bildenden Stickel deutet auf eine längere Nutzung mit zahlreichen Reparaturen und Erneuerungen.

ten Zugersee liegen die älteren, sich auf den früher deutlich höheren Wasserstand beziehenden Anlagen heute an Land. Im Bereich Cham-Alpenblick und Hünenberg-See etwa haben sich mehrere mittelalterliche Fangtrichter im noch immer gut durchfeuchteten Sediment erhalten und konnten bei Ausgrabungen dokumentiert und beprobt werden. Die jüngeren Fischfache des Zugersees liegen dagegen noch heute im See, in direkter Nähe zum Ufer, in Wassertiefen von rund einem Meter oder weniger. 1857 hat auch der Ägerisee eine Absenkung erfahren – im Zusammenhang mit der Nutzung der Wasserkraft der Lorze für die neu entstehende Textilindustrie im Ägerital wurde auch hier das Lorzenbett abgegraben und der Seepiegel dadurch um rund einen Meter gesenkt. Die heutige Lage der Fischfache auf der Strandplatte in nur 1–1,5 m Wassertiefe könnte, zusammen mit der guten Erhaltung, darauf hinweisen, dass die Anlagen sich auf den heutigen Wasserspiegel beziehen und damit nach 1857 zu datieren sind; die unterschiedliche Ausrichtung der einzelnen Leittrichter deu-



Abb. 35 Unterägeri, Ägerisee, Flachwasser vor Riederern. Immer wieder liegen grossstückig erhaltene oder sogar vollständige neuzeitliche Gefässe am Seegrund, hier eine Schüssel Heimberger Art im Uferabschnitt südlich der Hüribachmündung.



Abb. 36 Unterägeri, Ägerisee, Flachwasser vor Riederern. Am südlichen Ende des abgeschwommenen Bereichs der Uferlinie fand sich im Flachwasser ein (noch undatierter) Baumstrunk, der stark an vergleichbare, um 6000 Jahre alte Baumstrünke im Zugersee erinnert.

tet dabei auf einen längeren Gebrauch mit mehreren Nutzungs- und Umbauphasen und/oder unterschiedlichen Zielfischen. Parallel zum Ufer ziehende Fische werden in senkrecht zu diesem stehende Trichter «umgeleitet» und umgekehrt. Die Datierung in die zweite Hälfte des 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts wird unterstützt von einer Reihe von neuzeitlichen, häufig weitgehend vollständigen Keramikgefässen, die sich im Bereich der Fischfache fanden. Unter den Gefässen sind etwa mehrere Schüsseln Heimberger Art, einer ab ca. 1800 aufkommende Warenart (Abb. 35). Ob diese Gefässer mit der tatsächlichen Nutzung der Fischfanganlagen selbst zusammenhängen, ist noch unklar, ein zeitlicher Zusammenhang zumindest scheint gegeben. Auf der Halde, unterhalb der Strandplatte mit der Fischfache, fanden sich zwischen losen, aus der Fischfache aberodierten Stickeln auch jüngere Gefässer – neben Keramik ist hier auch emailliertes Metall und Glas vertreten. Im Bereich der Fischfache sind auch immer wieder einzelne Pfähle und kleinere Pfahlgruppen festzustellen, deren Funktion und Zusammenghörigkeit mit den Fischfachen derzeit ebenso wenig klar ist wie ihre Datierung.

Überraschend wurde schliesslich am Südwestende der abgetauchten Uferstrecke in einer Wassertiefe von kaum einem Meter ein Baumstrunk (vgl. Beitrag Cham, Zugersee, Strandplatte) entdeckt, der dasselbe Erscheinungsbild aufweist wie die inzwischen auf knapp 6000 Jahre und mehr datierten Strünke vor dem Chamer Ufer des Zugersees (Abb. 36). Ob dieser neu entdeckte Strunk ein ähnliches Alter hat und ob es sich hier um ein vergleichbares Phänomen wie im Zugersee handelt, müssen weitere Untersuchungen klären.

GS-Nr. 1600.

Ereignisnr. Archäologie: (1306), 2237 und 2627.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard, Renata Huber und Gishan Schaeren.

Archäologische Tauchprospektionen (ATP): Daniel Freund, Anita Meier und Jochen Reinhard.

Literatur: Stefan Hochuli, Versunken oder versenkt. «Unsichtbares» archäologisches Kulturerbe im Zugersee. In: Tugium 37, 2021, 171–188. – Renata Huber, Mittelalterliche Fischfache. Ein Beitrag zur Fischerei am Zugersee. In: Annick de Capitani, Die Feuchtbodenfundstelle Cham-Bachgraben (Kanton Zug), Bd. 1: Befunde aus dem Neolithikum der Bronzezeit, dem Mittelalter und der Neuzeit. Basel in Vorbereitung (Antiqua 57). – Renato Morosoli, Ägerital. Seine Geschichte, Bd. 2. Ägeri 2003, besonders 55 f., 76, 129–134. – Tugium 17, 2001, 30; 30, 2014, 36 f.; 38, 2022, 43–46.

Walchwil, Dorfstrasse 13, «Schwendelerhaus»: Bauuntersuchung, Sanierung und Umnutzung

Als Teil des historischen Kirchweilers in Walchwil prägt das Wohnhaus an der Dorfstrasse 13, mit der zur Strasse ausgerichteten Giebelfassade, noch heute das Ortsbild (Abb. 37). Nach dessen Eigentümerschaft wird es auch «Haus Schwenderer» genannt. Anlässlich eines Umbaus wurde das unter Denkmalschutz stehende Wohnhaus bauhistorisch dokumentiert.

Es handelt sich um einen 12,25 × 9,5 m grossen, zweigeschossigen Blockbau auf gemauertem Sockel mit einem über zwei Geschossen ausgebauten Dachstuhl. Das Gebäude befindet sich in leichter Hanglage, wodurch der Gewölbekeller im hinteren, südlichen Hausteil auf der gleichen Ebene wie das strassenseitige, vollwertige Sockelgeschoss liegt. Die Ergebnisse der dendrochronologischen Untersuchung lassen annehmen, dass das Bauholz in den zwei aufeinanderfolgenden Winterhalbjahren 1786/87 und 1787/88 gefällt wurde, bevor mit dem Bau begonnen werden konnte. Das Haus ist weitgehend aus seiner Entstehungszeit 1788 erhalten. Der nördliche Anbau mit Flachdach ist eine Ergänzung aus dem frühen 20. Jahrhundert. Ursprünglich bildete das Haus Dorfstrasse 13 zusammen mit dem alten Pfarrhaus und dem (2011 abgebrochenen) «Bieri-Haus» eine Art Platzsituation auf der gegenüberliegenden Strassenseite der Kirche. Zu diesem



*Abb. 37 Walchwil, Dorfstrasse 13.
Ansicht von Osten. Hinter den sanft renovierten Fassaden des Blockbaus entstanden neu zwei voneinander unabhängig funktionierende Wohnungen nach zeitgemäßem Standard.*

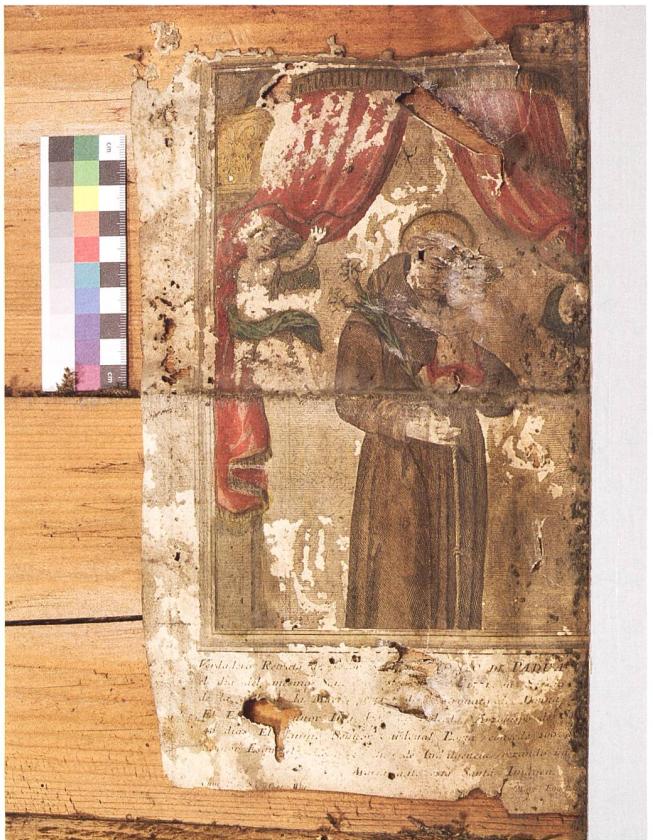


Abb. 38 Walchwil, Dorfstrasse 13. Druckgrafik des heiligen Antonius von Padua an der Kammerwand im ersten Obergeschoss.

Platz ausgerichtet, befindet sich an der südseitigen Traufseite der Haupteingang ins Wohnhaus. Durch ihn gelangt man in den Quergang, der das Gebäude in ein Vorder- und ein Hinterhaus teilt. Das Hinterhaus ist im Erdgeschoss gemauert, während das Vorderhaus über dem Sockel eine Schwelle mit doppelzungigem Schloss aufweist. Auf dieser Schwelle sitzt ein typisches Blockgefüge mit einer Wandstärke von durchschnittlich 12 cm, mit Eckverkämmung und durchgehenden Vorstossreihen der Binnenwände. Die über alle Geschosse hinweg durchgehenden Querwände des Mittelgangs geben dem Gebäude Stabilität und ein einheitliches Raumgefüge. Im Erdgeschoss ist das Vorderhaus in Stube und Nebenstube geteilt, das Hinterhaus in Küche und Kammer. Im ersten Obergeschoss waren die Räume im Vorder- und Hinterhaus ursprünglich je ungefähr gleich gross. Die Schlüpfen neben den Dachkammern sind je mit einem laternenförmigen Heiterloch belichtet und belüftet, inwendig können diese mit einem hölzernen Schiebeladen geschlossen werden.

Das Haus Dorfstrasse 13 zeichnet sich durch die bis heute erhaltene Gestaltung der Zimmermannsarbeiten aus. So ist ein dezentes, doch dekoratives Gesamtkonzept spürbar: von den Anfasungen der Deckenbalken und der kielbogenartigen Verzierung der Türrahmen bis hin zur Rosskopfli-Verzierung der Blockkonsolen, welche die Vordächer der Fassaden tragen. Im Erdgeschoss erhielt sich die vollständig und wertvoll ausgestattete Stube mit Wand- und Deckentäfer, Buffet, Nussbaumtüren und – allerdings jüngerem – Kachelofen. Im

ersten Obergeschoss waren die Kammern zumindest ursprünglich wandsichtig, wie eine direkt auf die Blockwand geklebte Druckgrafik belegt (Abb. 38). Dargestellt ist der heilige Antonius von Padua, er könnte von den Bäckern, als deren Schutzpatron, verehrt worden sein, denn einst befand sich eine Bäckerei im Haus. Der heilige Antonius von Padua wurde jedoch auch für viele andere Bereiche zur Hilfe herangezogen, ihm ist auch die Kapelle in Walchwil Oberdorf gewidmet. Auf welchem Weg diese Druckgrafik mit spanischem Begleittext in die Hände der einstigen Bewohner an der Dorfstrasse Walchwil gelangte, bleibt jedoch unbekannt.

Beim sorgfältig realisierten Umbauprojekt von 2021 bis 2023 entstanden aus dem Wohnhaus zwei moderne, voneinander unabhängig funktionierende Wohnungen sowie, wie bereits zuvor, eine im Sockelgeschoss unabhängig von der Strasse zugängliche Büroeinheit. Ein neuer, bergseitig gelegener Treppenanbau an der Nordostseite des Gebäudes ermöglicht den Zugang zur oberen Wohnung. Die Eigentümerschaft liess im ersten Obergeschoss die originale Raumstruktur, die im 19. Jahrhundert teilweise verändert worden war, wiederherstellen. So gibt es jetzt erneut strassenseitig zwei grosse Räume statt der drei kleineren Kammern, die neue Wand an alter Stelle unterstützt darüber hinaus die Statik. Die historischen Böden und die Täferwände und -decken wurden sorgfältig restauriert, an ihnen lässt sich die Bedeutung der Räume ablesen, von den einfachen Räumen bis hin zur grossen Stube mit Buffet aus dem 18. Jahrhundert. Die neuen Einbauten wie Küchen und Bäder befinden sich im ehemaligen Hinterhaus. Im Rahmen der energetischen Sanierung ist das Täfer sorgfältig abgenommen und auf der neuen Innendämmung wieder angebracht worden. Der Estrich bleibt Kaltraum und wird am Boden nach unten gedämmt. Beim Dach konnten die wertvollen historischen Ziegel wiederverwendet werden. Ansonsten wurden im Äusseren die Fassaden des Blockbaus gereinigt und Fenstereinfassungen, Fenster und Läden nach Befund gestrichen.

GS-Nr. 31, Ass.-Nr. 43a.

Ereignisnr. Archäologie: 2611.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Claudia Löckher, Gabi Meier Mohamed und Anke Köth.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Jean-Pierre Hurni und Bertrand Yerly, Cudrefin.

Planung Umbau: Hürlimann Beck Architekten, Walchwil; Restaurierung: Reding Werner AG; Zimmermannsarbeiten: Hürlimann Zimmerei, Walchwil; Fensterbauer: Hauri AG, Staffelbach.

Literatur: KDM ZG NA Bd. 2, 492 f. – Otto Hürlimann, Walchwil im 20. Jahrhundert. Walchwil 1999, 13.

Walchwil, Pfaffenboden, Buschenchappeli: Sanierung

Im von Mooren, Wiesen, Wäldern und Sträuchern geprägten, eindrücklichen Naturraum des Walchwilerbergs steht das Buschenchappeli als prägendes Kulturdenkmal. Auf weiter Flur, 1021 m ü.M. zwischen dem Pfaffenboden und dem Gut Früebüel, heute eher als Rückzugsort für Gläubige, Wanderer und Freizeitgänger wahrgenommen, war die Kapelle früher



Abb. 39 Walchwil, Pfaffenboden, Buschenchappeli. Die frisch sanierte Kapelle mit Wegkreuz an der baumbestandenen Kreuzung bildet einen weit sichtbaren Etappenort an der historischen Wegverbindung.

in eine Kulturlandschaft eingebunden. Die Wiesen dienten als Allmenden, der Wald als Holzlieferant, die Moore zum Torfabbau. Der Kapellenstandort im Chappelibuschen ist seit dem 18. Jahrhundert belegt. Das heutige Gebäude dürfte architekturengeschichtlich in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts einzuordnen sein. Die Baugeschichte der Kapelle ist jedoch nicht genau bekannt. Die mündliche Überlieferung kennt verschiedene Versionen. Angeblich sei das Buschenchappeli aus Dankbarkeit von Bauern errichtet worden, die eine Zeit lang von Erkrankungen wie der Pest, gefährlichen Fiebern und Tierseuchen verschont geblieben waren. Anderen Thesen zufolge sei aufgrund von Blitzschlag oder übernatürlichen Phänomenen am Platz, wo heute das Buschenchappeli steht, während der Sömmerrungszeit immer wieder Vieh verendet. Mittels Frondienst und Spenden wurde deshalb eine Kapelle erbaut. Wiederum anderen Überlieferungen zufolge habe sich ein hoher, fremder Offizier auf dem Walchwilerberg verirrt. Er habe geschworen, wenn er sein Heimatland wiedersehen werde, würde er dafür sorgen, dass hier eine Kapelle errichtet werde. Selbst in der Welt der Sagen ist die Entstehung des Buschenchappelis verankert. Die Kapelle soll geisterhafte Erscheinungen abwenden, die früher hier gesichtet wurden.

Zusammen mit einem Wegkreuz und der baumbestandenen Kreuzung bildet das Buschenchappeli ein weit sichtbares Ensemble an zwei sich kreuzenden historischen Verkehrs- und Pilgerwegen. Im Kanton Zug ist die Tradition dieser Wegbegleiter, dieser Etappenorte weit verbreitet und wichtiger, prägender Bestandteil der Zuger Sakrallandschaft. Zur selben historischen Wegführung gehören beispielsweise in Unterägeri die geschützte Antoniuskapelle im Zittenbuech, der Marchstein beim Nollengatter oder der Bildstock im Nollen. Eine Gruppe von Wegkreuzen der Hochmoorebene des Walchwilerbergs dient den Gläubigen noch heute als Wegstationen beim Bittgang am Dreifaltigkeitssonntag. Am Zielpunkt Buschenchappeli wird jeweils eine Messe gelesen. Der

rege Besuch, den die Kapelle an solchen Anlässen geniesst, auch beispielsweise dem jährlichen Bergfest mit Sonntagsgottesdienst, an Taufen oder Abdankungsgottesdiensten, von Wanderern und solchen, die sich zahlreich im Kapellenbuch dieses «Kraftorts» eintragen, zeugt von der Bedeutung, die das Buschenchappeli noch heute für die Bevölkerung und auswärtige Besucher hat. Es gehört neben der Pfarrkirche St. Johannes d.T., der reformierten Kirche, der Kapelle St. Antonius von Padua und der Elisabethenkapelle zu den wichtigen sakralen Bauten Walchwils. Sagen und Geschichten um die Kapelle und die Allmenden sind im kollektiven Gedächtnis der Gemeinde Walchwil breit verankert, werden in Familien und der Schule vermittelt und sind Teil des Kulturgutes.

Der kleine Kapellenbau mit längsrechteckigem Schiff und Fünfachtelschluss im Chorraum ist von einem leicht geknickten Satteldach überdeckt. Ein Dachreiter mit Glocke unter Spitzhelm sitzt über dem gewalmten Dach des Chorbereichs. Die zwei Rundbogenfensterchen mit Hausteingewänden sind mit grünlich schimmernden Scheiben im Wabenverbund versehen, die von Bleiruten zusammengehalten werden. Der schlichte Innenraum der Kapelle ist von einem flachen Tonnen Gewölbe überspannt. Eine eingezogene Wand mit einem zweiflügeligen Chorgitter trennt den Chorraum ab. Im Chor befindet sich ein hölzerner Altar mit einer farbig gefassten Kreuzigungsgruppe aus dem 17. Jahrhundert, bestehend aus Christus am Kreuz, Maria und Johannes.

Im 18. Jahrhundert wurde das Dach der Kapelle neu erstellt. Auch eine Reliefplakette mit Jahreszahl 1900 im Giebelfeld zeugt von einer grösseren Renovation. Mit mehreren Hundert Personen, Messfeier, Musik und sogar Böllerschüssen wurde 1966 eine erneute Renovation gefeiert. Zum Beispiel das Glockentürmchen stammt aus dieser Zeit. Etwa das heutige Chorgitter zeugt von einer Renovation in den 1980er Jahren.

Die Korporation Walchwil hat die Kapelle nun erneut saniert. Dabei wurden die Bauteile sorgfältig gereinigt und repariert. Bei der Instandstellung der Bedachung musste an einer Stelle die morsch gewordene Holzkonstruktion ersetzt werden. Das Dach wurde neu eingedeckt. Der Dachreiter aus den 1960er Jahren und das Vordach aus den 1980er Jahren beim Auftritt wurden repariert. Die Butzenscheiben der Fenster, der Verputz, die Eingangstür und die Bodenbeläge wurden instand gesetzt. Schliesslich wurde die Kapelle aussen und innen neu gestrichen und erscheint den Pilgern und Wanderern nun in neuem Glanz.

GS-Nr. 355, Ass-Nr. 180a.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anke Köth und Lisa Konrad.

Planung: Hürlimann Beck Architekten AG, Walchwil.

Ausführung: Hürlimann GmbH, Walchwil.

Quellen und Literatur: Archiv der Korporation Walchwil. – Gemeindearchiv Walchwil. – Tugium 1, 1985, 36; 2, 1986, 38. – KDM ZG NA Bd. 2, 503. – Arnold Rust, Unser Buschenkappeli. In: Pfarreirat Walchwil (Hg.), 150 Jahre Kirche Walchwil, Jubiläumsschrift. 1988, 52–55.

Zug, Chamerstrasse 11, Turnhalle Schützenmatt: Restaurierung Südfassade mit Wandbild

Die Turnhalle Schützenmatt wurde 1949–1952 von den Architekten Alois Stadler und Hanns Anton Brütsch erbaut. Sie bildete die erste Etappe eines 1946 von der Zuger Einwohnergemeindeversammlung genehmigten Bebauungsplans für die Seeufergestaltung zwischen Regierungsgebäude und Bürgerasyl. Der Neubau sollte die wachsenden Bedürfnisse und gestiegenen Anforderungen des Schulturnbetriebs der bestehenden Schulhäuser in der Umgebung befriedigen, aber auch dem Vereinsturnen dienen. Der realisierte Bau ist ein typischer Zeuge der Architektur der frühen Nachkriegsmoderne in der Schweiz. Wie damals im Schulhausbau üblich, sind die verschiedenen Funktionen auf mehrere Pavillons verteilt, wodurch der Neubau nicht nur kleinmassstäblich und damit «kindgerechter» in Erscheinung trat, sondern sich auch gut in die Seeuferpromenade einfügte. Mit seinen klaren,

funktionalen Formen bei gleichzeitigem Sinn für sorgfältige Detailgestaltungen zeigt der Bau Anklänge an den Landi-Stil der 1940er Jahre. Ein schönes Beispiel dafür ist der kleine Erker an der seeseitigen Giebelfassade, der scheinbar rein dekorativ die Fassade ziert. Dahinter befindet sich eine Nische, die mit Schiebetüren gegen die Turnhalle geschlossen werden kann und eine ganz spezifische Funktion hatte. Wie aus den Originalplänen ersichtlich wird, diente sie dazu, einen Konzertflügel unterzubringen. Neben diesem Erker ist an der gleichen, zur Seepromenade hin ausgerichteten Fassade ein grosses Sgraffito des Zuger Künstlers Hans Potthoff (1911–2003) angebracht. Es trägt den Titel «Sport» und zeigt – zur Funktion des Turnhallengebäudes passend – drei Sportler beim Speerwurf, Kugelstossen und Ballspielen sowie eine gegenüber sitzende Person, welche die Sportler bei ihren Übungen beobachtet.

Die Fassade und das Sgraffito waren im Verlaufe der Jahre verwittert. Die Stadt Zug als Eigentümerin des Gebäudes beauftragte daher ein Restauratorenteam, die Schäden zu untersuchen und anschliessend Fassade und Wandbild zu restaurieren. Dabei wurde der Deckputz der Fassade, der durch eine früher angebrachte Dispersionsfarbe sowie durch Hagelschlag stark beschädigt war, erneuert. Das Bild hingegen reinigten die Restauratoren nur sanft, denn dort ist noch der bauzeitliche Verputz vorhanden, der erhalten bleiben sollte. Beim Erker war die Verschalung defekt und musste erneuert werden. Auf alten Fotografien ist zu sehen, dass der helle Erker ursprünglich mit dunklen, vertikalen Leisten gegliedert war. In Absprache mit der Denkmalpflege entschied sich die Eigentümerin, diese zu rekonstruieren und so dem Bau sein ursprüngliches Erscheinungsbild wieder zurückzugeben. Eine weitere Entscheidung war bei der Fassadenfarbe zu treffen. Die Farbuntersuchung hatte ergeben, dass die Fassade ursprünglich heller als jetzt, nämlich in einem gebrochenen Weiss gestrichen war. Man entschied sich, die zu restaurierende Südfassade wieder zur ursprünglichen Farbigkeit zu-



Abb. 40 Zug, Chamerstrasse 11, Turnhalle Schützenmatt. Seeseitige Fassade. Das Sgraffito des Zuger Künstlers Hans «Johnny» Potthoff zeigt, passend zur Funktion des Gebäudes, junge Menschen bei verschiedenen Sportarten.

rückzuführen, damit das Wandbild wieder besser wirken kann – auch wenn dadurch zu den restlichen Fassaden des Gebäudes eine Abweichung bestehen wird, bis diese dereinst auch saniert werden.

GS-Nr. 205, Ass.-Nr. 827aa.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Wey.

Restaurierung: Restaurierungskollektiv Nick & Caviglia, Luzern;
Sanierung Fassadenerker: Brändle Schreinerei, Zug.

Literatur: Kunst im öffentlichen Raum der Stadt Zug, hrsg. v. der Stelle für Kultur der Stadt Zug und vom Bauforum Zug, Zürich 2016, 202. – Andreas Fässler, «Als profane Kunst am Bau etwas Neues war». In: Zuger Zeitung 26.8.2015.

Zug, Kirchmattstrasse 1, Villa Marchand: Aussensanierung

S. Ausgewählte Objekte, 36 f.

Zug, Metallstrasse 1, Wohn- und Geschäftshaus: Instandstellung Gebäudehülle

Das Wohn- und Geschäftshaus Metallstrasse 1 steht in der Zuger Neustadt im Gebiet östlich des Bahnhofs, gegenüber dem Nordeingang des Einkaufszentrums Metalli. Zusammen mit dem Gasthaus Bären (Baarerstrasse 30) und dem dazugehörigen Zwischenbau bildet es innerhalb des Blockrand-Gevierts Baarerstrasse/Metallstrasse einen frei stehenden Baukomplex, der sich mit seiner markanten Erscheinung von der jüngeren, mehrheitlich durch Grossüberbauungen geprägten Umgebung absetzt (Abb. 41). Das vom Zuger Architekten Dagobert Keiser senior (1847–1906) geplante und 1897 fertiggestellte Wohn- und Geschäftshaus gehört zur Erstbebauung des sog. Neustadtquartiers, das im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert infolge der Industriean-siedlung und des Bahnhof-Neubaus im Norden von Zug entstand. Nicht nur baulich, auch funktional bildete das Gebäude ursprünglich mit dem gleichzeitig und ebenfalls von Keiser erstellten «Bären» und dem 1898 hinzugefügten Zwischen-

bau eine Einheit. Während der Eckbau vom «Bären» im südlichen Erdgeschoss die Gaststube aufnahm, fand sich im östlich anschliessenden Zwischenbau ein Speiselokal für Männer und daneben im Wohnhaus Metallstrasse 1 ein kleineres Speiselokal für Frauen. In den beiden Speiselokalen in den Erdgeschossräumen nahmen ehemals die Arbeiterinnen und Arbeiter der benachbarten Metallwarenfabrik ihr Mittagessen ein.

Das Wohn- und Geschäftshaus Metallstrasse 1 ist wie der gesamte, einheitlich gestaltete Baukomplex ein zeittypischer Vertreter der Jahrhundertwende mit städtischem Auftritt. Spätklassizistische Baumeisterarchitektur trifft auf repräsentative Neurenaissance-Formen. Der dreigeschossige Putzbau mit Satteldach steht auf einem niedrigen Kellersockel aus Bossensteinen und zeigt allseitig eine symmetrische Fassadengliederung mit traufseitig hoch aufragenden Mittelrisaliten. Die Strassenfassade trägt in der Mittelachse konsol-gestützte Balkone mit dekorativen Ziergeländern. Vielfältige Zier- und Gliederungselemente prägen die Aussenansicht: Die Fassaden sind mit Naturstein-Eckquadern gefasst und werden durch Gurtgesimse gegliedert, die Fenster sitzen in mehrfach geohrten, von Segmentbögen mit Schlusssteinen überfassten Sandsteingewänden. Die beiden Hauseingänge an der Nord- und der Südfassade weisen noch die plastisch gegliederten Füllungstüren mit Ziergittern und Oberlichtern aus der Bauzeit auf.

Das Wohn- und Geschäftshaus an der Metallstrasse 1 bildet heute zusammen mit den beiden gleichaltrigen Baugliedern an der Baarerstrasse 30 eines der wenigen noch erhaltenen Bauensembles der Siedlungsphase der Jahrhundertwende in der Stadt Zug. Das stark ortsbildprägende Ensemble ist deshalb städtebaulich und architektonisch für die Stadt Zug von herausragender Bedeutung.

Die Eigentümerin, die Gewerkschaft Unia, plante 2021 einen Ersatz der bestehenden Fenster am Wohn- und Ge-



Abb. 41 Zug, Metallstrasse 1.

Aussenansicht von Südwesten.
Das Wohn- und Geschäftshaus
Metallstrasse 1 (rechts im Bild)
wurde zusammen mit dem Gast-
haus Bären kurz vor 1900 errich-
tet. Die jüngst abgeschlossene
Aussensanierung lässt sein
reichhaltiges Fassadendekor aus
der Blütezeit des Historismus
wieder voll zur Geltung kommen.

schäftshaus. Für die Vorbereitung der Massnahme untersuchte das beauftragte Architekturbüro zunächst die gesamte Gebäudehülle. Die Bestandesaufnahme ergab, dass zahlreiche Bauteile stark renovationsbedürftig waren. Die Fassaden wiesen teilweise massive Risse auf, Natursteingewände, Fensterläden, die Rollläden im Erdgeschoss, die Dachuntersichten und die Dachziegel waren beschädigt. In Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege planten die Architekten in der Folge eine Instandstellung der Gebäudehülle, die im Jahr 2022 durchgeführt wurde. Gleichzeitig wurde im Innern das Treppenhaus neu gestrichen, und der Brandschutz forderte die Ertüchtigung der nicht bauzeitlichen Wohnungsabschluss- und der Kellerabgangstüren sowie einiger Böden und Decken.

Für die Sanierung des Äusseren wurde die Fassade zunächst sanft gereinigt, um loses Material (Farbe, Verputz etc.) zu entfernen. Anschliessend wurden schadhafte Stellen und Risse am Verputz freigelegt und geflickt, Natursteingewände restauriert und, wo nötig, reprofiliert. Die Stirnen der Stahlbetonbalkonplatten mussten mitsamt Konsolen an der Südseite ebenfalls saniert werden. Die Fenster im Treppenhaus, die noch aus der Bauzeit von 1897 stammen, blieben erhalten und wurden aufgefrischt. Keinen historischen Fensterbestand mehr wiesen die Wohn- und Geschäftsräume auf. Sie erhielten neue Fenster, die sich in der Unterteilung am ursprünglichen Bestand orientieren, der auf alten Fotografien gut dokumentiert ist. Ihre Beschläge wurden nach dem Vorbild der Treppenhausfenster rekonstruiert. Fenster- und Fentertürläden inklusive Rückhalter und Kloben in den Obergeschossen wurden restauriert, die Fenster im Erdgeschoss erhielten neue und sehr schmucke Naturholz-Rollläden. Das Dach wurde ebenfalls saniert und mit neuen Biberschwanzziegeln in naturroter Farbe mit Spitzschnitt eingedeckt, wobei die 1989 eingebauten grossen, halbrunden Dachgauben im Sinne der Bestandsgarantie erhalten blieben.

Für die Festlegung des Material- und Farbkzeptes liess die Bauherrschaft von einem Restaurator die Aussenhülle, die Fenster, die Fensterladenkloben, die Eingangstüren und das Treppenhaus untersuchen. Ausgehend von diesen Erkenntnissen legten die Beteiligten die neue Farbigkeit fest, welche das reichhaltige Fassadendekor des Baus aus der Blütezeit des Historismus wieder voll zur Geltung kommen lässt.

GS-Nr. 569, Ass.-Nr. 739a.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Oliver Tschirky und Michael Cerezo.

Planung: Philipp Läng Architekten, Mettmenstetten.

Baumeisterarbeiten: Landis Bau AG, Zug; Holzbau: Hürlimann Holzbau AG, Unterägeri; Naturstein- und Schlosserarbeiten: Abraxas Natursteine AG, Uerzlikon; Fenster in Holz: Trütsch Fenster AG, Ibach; Bedachungs- und Spenglerrbeiten: Leo Ohnsorg AG, Steinhausen; Rollläden: Rayko Stores, Affoltern a.A.; Malerarbeiten: Wyss Möli AG, Steinhausen; Farbuntersuchungen Gebäudehülle: Manuel Hebeisen, Konservator/Restaurator, Zug.

Literatur: Inventar der neueren Schweizer Architektur, 1850–1920 (INSA), 10, 1992, 524. – Reto Nussbaumer, «Und das Geringe bedarf da oft mehr des Schutzes als das Bedeutende». Oder: Wird die alte Neustadt in Zug zur neuen Altstadt? In: Tugium 31, 2015, 107–120.



Abb. 42 Zug, Neugasse 29. Aufnahme der Hauptfassade aus der Zeit vor 1904.

Zug, Neugasse 29: Bauuntersuchung während Sanierung

Im Jahr 2004 fand in Haus Neugasse 29, an der Ecke Neugasse/Münzgässli, erstmalig eine bauarchäologische Untersuchung statt. Anlass war damals ein Umbau, der praktisch sämtliche ältere Bausubstanz in den Obergeschossen zerstörte. Eine neuere Möglichkeit für bauarchäologische Beobachtungen ergab sich 2022 während eines tiefgreifenden Umbaus des gemauerten Sockelgeschosses. Nach dem Entfernen der modernen Deckenverkleidungen kamen Unterzugs- und Schwellbalken des ursprünglich auf dem Sockelgeschoss ruhenden Blockgefüges und auch jüngerer Bauphasen zum Vorschein. Die Hölzer für den Blockbau wurden gemäss dendrochronologischer Datierung im Winterhalbjahr 1488/89 gefällt. Der Kernbau dürfte demnach also rund zehn Jahre nach Beginn der Stadterweiterung errichtet worden sein. An den Unterzügen der ältesten Bauphase konnten Spuren gefunden werden, die Rückschlüsse auf die einstige Westfassadenflucht erlauben. Vermutlich kragte die Westfassade des Hauses zur Neugasse hin um ca. 60 cm über das Sockelgeschoss vor. Der Blockbau von 1489 mass damit im Grundriss etwa $11,5 \times 10,5$ m – eine für Blockbauten beachtliche Grösse. Für das ursprüngliche Sockelgeschoss ist eine Raumhöhe von ca. 2,4 m anzunehmen.

Nachdem im Haus Neugasse 29 spätestens ab 1752 die Wirtschaft zum Goldenen Adler betrieben worden war und als solche 1820 Konkurs ging, wurde das Sockelgeschoss Ende des 19. Jahrhunderts als Ladenlokal genutzt. Um das Jahr 1886 ist eine Schuh- und Merceriehandlung (Abb. 42) belegt. 1904 erwarb der Kaufmann Eduard Spörri-Schweizer das Haus. Er liess im Erdgeschoss damals bestehende Fachwerk trennwände entfernen, den Boden um ca. 70 cm abtiefen und grosse Schaufenster ausbrechen. Zu diesem Zeitpunkt wurde das Erdgeschoss ausserdem fast vollständig unterkellert. Von 1962 bis 2021 war das Schweizer Lingeriegeschäft Beldona eingemietet.

GS-Nr. 1003, Ass.-Nr. 141a.

Ereignisnr. Archäologie: 53.3.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Marzell Camenzind-Nigg.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Raymond Kontic, Basel.
Literatur: Tugum 21, 2005, 85 f. – Brigitte Moser, Bauen, Wohnen und
Arbeiten an der Neugasse in Zug. In: Zuger Neujahrsblatt 17, 60–63.

Zug, Quartier Herti, Regenwasserableitung Stierenmarktareal: Aushubüberwachung

Das «Stierenmarktareal» (Braunviehzuchtareal) im Westen der Stadt Zug wurde bis anhin von einer bereits um das Jahr 1860, beim Bau der heutigen SBB-Bahnstrecke, erstellten «Deckeldole» entwässert, die bis heute unter Bahntrasse und Kantonsstrasse hindurch entlang der Ostgrenze der Oeschwiese in den Zugersee führt (Abb. 43). Als Ersatz für die in die Jahre gekommene, mittlerweile defekte Steindole ist eine neue Regenwasserableitung vorgesehen, die im Microtunneling-Verfahren erstellt wird. Der Leitungsbau geschieht dabei unterirdisch mit ferngelenktem Bohrgerät. Die Rohrleitung mit einem Durchmesser von 80 cm verbindet insgesamt drei Schachtbauwerke. Schacht 1 liegt dabei im Südwesten des Stierenmarktareals, die Schächte 2 und 3 befinden sich am Ostrand der Oeschwiese. Schacht 2 erreicht eine Tiefe von rund 7 m unter Terrain, die Oberkante der Bodenplatte liegt auf 408,83 m ü. M. – mehr als viereinhalb Meter unter dem mittleren Zugerseepiegel; die Schächte 1 und 3 werden dagegen deutlich weniger tief ausgeführt.

Im Umfeld der heutigen Bahnunterführung ist ebenfalls bereits seit den 1860er Jahren, der Zeit des Bahnstreckenbaus, eine neolithische Fundstelle bekannt, die heute unter der Bezeichnung «Zug-Schutzenegel/Bärenbächli» geführt wird. In der älteren Literatur heisst sie «äusserer Badeplatz» oder kurz «Bärenbächli», nach einem heute verschwundenen Bachlauf – dieser wurde im Rahmen des Bahnbaus in die genannte Dole verlegt und überdeckt. Die Fundstelle wurde ent-

deckt, als beim Umgraben von Riedland «Pfahlbauten-Steine» und «Meissel» aufgesammelt werden konnten; sie scheint sehr reichhaltig, insgesamt sind bereits über hundert Steinbeile und zahlreiche Silices geborgen worden. 1912 wurden in der Baugrube des Hauses «Fidel Keiser» (Chamer Fussweg 9) unter bis zu 80 cm starkem «Schleimsand» auch eine «gut ausgeprägte Kulturschicht» sowie Pfähle und liegende Hölzer aufgeschlossen, die jedoch bereits stark vermodert waren. Die Kulturschicht konnte von Albert Weiss 1930 in ähnlicher Tiefe auch in Sondierungen nachgewiesen werden, die «im zeitlichen Wettlauf mit der massiven Aufschüttung» der Oeschwiese standen – das Gelände wurde, vielleicht um den Bahndamm vor Überschwemmungen zu sichern, mit Aushubmaterial und Bauschutt aufgehöht. Die Schüttkegel sind etwa auf dem städtischen Luftbild von 1931 oder dem der «Amerikanerbefliegung» von 1946 gut erkennbar, die Schütt- bzw. Schuttschichten konnten auch 2022 in den die Strandbaderweiterung vorbereitenden Sondierschnitten gefasst werden. In diese Zeit der Geländeumgestaltung fällt auch der Bau eines Bootshauses und der noch heute bestehenden Ufermauer. Damit stabilisiert sich die Uferlinie, die auf den Landeskartenausgaben vor 1942 eine breite, im Strandbadbereich bis an den Bahndamm reichende Sumpfzone ausweist.

Hinweise auf weitere Störungen fanden sich auf einem alten Plan im Archiv der SBB (SBB Historic). Demnach wurde die Oeschwiese am Ende des 19. Jahrhunderts auch als Sandgrube genutzt. Aufgrund der Nähe zur genannten Pfahlbausiedlung, deren Inventar nach Josef Speck «geradezu ein Schulbeispiel für das Kulturgut einer Horgener Siedlung zugischer Prägung» sei, wurden die Bohr- und Aushubarbeiten für die drei Schächte (s. oben) engmaschig überwacht. Es zeigte sich jedoch, dass das Bauvorhaben außerhalb des neolithischen Siedlungsperimeters liegt; die in Schacht 2 gemachten Funde, darunter ein Hufeisen und ein in den liegen-

Abb. 43 Zug, Quartier Herti, Regenwasserableitung Stierenmarktareal. Schrägluftbild des Bauperimeters und seiner Umgebung, an der Flachwasserzone davor ist das weit in den See vorgezogene Delta eines Lorzealtarms gut erkennbar. Auf dem hinteren Teil der Oeschwiese wurde ein Baustellenplanum geschüttet, die Schächte 2 und 3 sind bereits erstellt. Dahinter, vor dem Uptown-Hochhaus, das Stierenmarktareal, an dessen Südwestrand Schacht 1 liegt. Blick gegen Nordost, im Hintergrund die Baarburg.

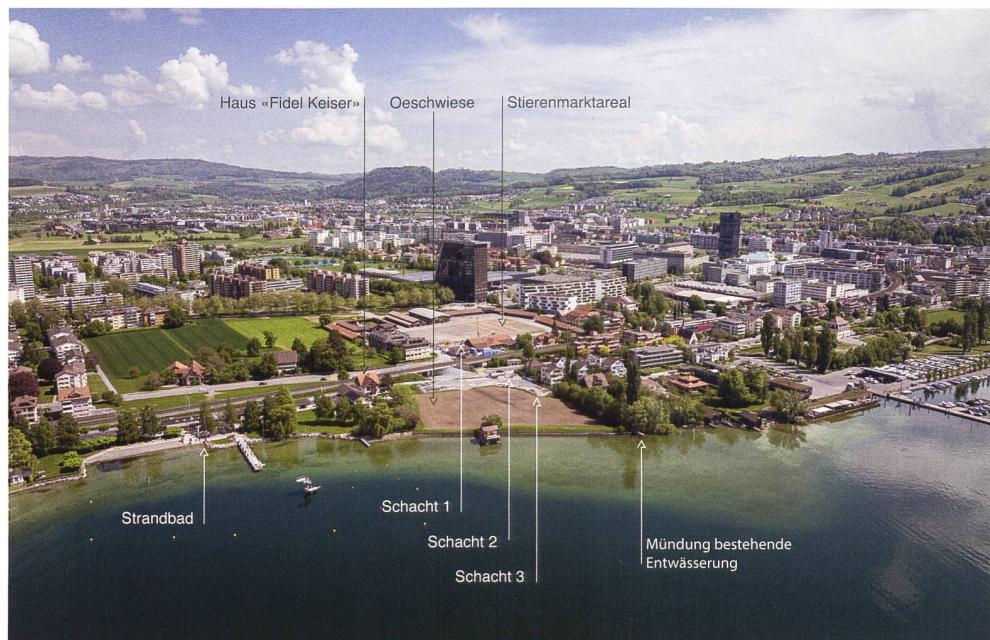




Abb. 44 Zug, Quartier Herti, Regenwasserableitung Stierenmarktareal. In die steil einfallenden Deltasande eingegrabenes, stark mit Teeröl getränktes neuzeitliches Daubenfass in Schacht 2, die Lage aus Sandsteingeröllen am Boden des Fasses fehlt bereits, ein hölzerner Fassboden war nicht vorhanden – handelt es sich möglicherweise um eine Drainagemaßnahme während des Bahnbau oder Nutzung des Areals als Sandgrube oder Deponie?

den Sand eingegrabenes, mit Teeröl imprägniertes Fass (Abb. 44), sind neuzeitlich und gehören in die Zeit nach der ersten Seabsenkung von 1591/92. Sie beziehen sich auf die alte Landoberfläche, die von 1591/92 bis zu den Aufschüttungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Bestand hatte. Zwei ^{14}C -Daten (ETH-120684, ETH-120685, Abb. 45) aus diesem sandig-humosen Horizont bestätigen den Zeitansatz. Der fossile Humushorizont selbst liegt auf steil einfallenden, mit aus Laub und Pflanzenstängeln bestehenden Makrorest-

Labor-Nr.	Material	^{14}C -Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (Oxcal v4.4.4, Int Cal20)
ETH-120684	Knochen (FK 1)	146 ± 22 BP	nach 1670 n. Chr.
ETH-120685	Holzkohle (FK 10)	141 ± 23 BP	1672–1944 n. Chr.
ETH-129281	Makroreste (FK 3)	4856 ± 24 BP	3704–3534 v. Chr.
ETH-129282	Erlenholz (<i>Alnus</i> sp., Holz-Nr. 1/FK 7)	4405 ± 23 BP	3098–2921 v. Chr.

Abb. 45 Zug, Quartier Herti, Regenwasserableitung Stierenmarktareal. Übersicht über die bisher vorliegenden ^{14}C -Daten aus Schacht 2 (ETH-120684, ETH-120685, ETH-129281) und Schacht 1 (ETH-129282).

lagen durchsetzen und lagig geschichteten Sanden auf (Abb. 46), die das sog. «foreset» eines Deltas anzeigen. Der Menge des hier abgelagerten Materials nach zu urteilen, dürfte hier nicht das ehemalige Bärenbächli, sondern ein deutlich grösserer, heute weitgehend verlandeter Lorzeirm in den See eingemündet sein. Dieser hat einen Deltakegel aufgeschüttet, der eine mehr als hundert Meter vor die heutige Uferlinie vorspringende Flachwasserzone bildet und bis unter die Sohle von Schacht 2 reicht, also mehr als sieben Meter dick ist. Die genaue Ausdehnung ist unklar, sie reicht aber mit Sicherheit mindestens bis auf das Stierenmarktareal, wo aus den von Schacht 1 aufgeschlossenen Vorschüttanden das Fragment eines Erlenstamms geborgen werden konnte. Einer ^{14}C -datierten Holzprobe (ETH-129282) zufolge wurde der Stamm in der Zeit um 3000 v. Chr. hier abgelagert. Etwas älter ist das Datum eines Makrorests (ETH-129281, vgl. Abb. 45) aus dem seenäheren Schacht 2, es fällt in die Zeit um 3600 v. Chr.

Obwohl die erhoffte Pfahlbaufundstelle durch das Bau Projekt «verfehlt» wurde, liessen sich indirekt dennoch spannende landschaftsgeschichtliche Erkenntnisse auch hierzu gewinnen: Der Schwemmkegel des Deltas war ausweislich der ^{14}C -Daten bereits vorhanden, als die Pfahlbausiedlung be-



Abb. 46 Zug, Quartier Herti, Regenwasserableitung Stierenmarktareal. Arbeitssituation in Schacht 2 mit Blick gegen Nordost, im Hintergrund das Uptown-Hochhaus. Kathrin Rüedi präpariert das Profil, die hierin aufgeschlossenen Vorschüttanden des alten Lorzedeltas sind gut erkennbar: Die ^{14}C -datierte Makrorestprobe FK 3 stammt aus der dunklen Strate rechts ihrer Schulter.

stand. Und überdies zeigte sich in den aufgenommenen Profilen, dass die «foreset beds» nicht, wie man erwarten würde, gegen den See hin einfallen – vielmehr kippen die Schichten gegen Nordwesten ab, zur Pfahlbaufundstelle hin, sie deuten also eine Buchtssituation im Bereich der Pfahlbausiedlung an. Der Platz lag somit nicht exponiert am Ufer, sondern in einer durch den Schwemmkegel des Deltas von den Föhnstürmen aus Südost gut geschützten Bucht, die heute noch vom Uferverlauf im Bereich des Strandbades angedeutet wird. Diese Lagesituation entspricht frappierend derjenigen der 1,2 km weiter westlich gelegenen, ebenfalls horgenzzeitlichen und zum UNESCO-Welterbe «Pfahlbauten rund um die Alpen» gehörenden Pfahlbaufundstelle Zug-Riedmatt!

GS-Nrn. 191 und 3362.

Ereignisnrm. Archäologie: 2574 (819.157, 1182, 2609).

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard, Kathrin Rüedi und Gishan Schaeren.

ETH Zürich: Irka Hajdas (¹⁴C-Datierungen).

Informationen zur Eisenbahngeschichte: Martin Stuber.

Literatur: Stefan Hochuli, «Ächt keltische Töpferware und Celtensteine», 150 Jahre Pfahlbauforschung im Kanton Zug. In: Tugium 25, 2009, 77–109, besonders 79, 82. – Renata Huber, Eda Gross, David Jecker, Jochen Reinhard und Gishan Schaeren, Delta(ge)schichten. Das Delta der Lorze als Siedlungs- und Lebensraum vom Spätglazial bis heute. In: Tugium 36, 2020, 101–128. – Renata Huber und Gishan Schaeren, Zum Stand der Pfahlbauforschung im Kanton Zug. In: Tugium 25, 2009, 111–140, besonders 137. – Marion Itten, Die Horgener Kultur. Basel 1970, besonders 80 Taf. 11. – Emmanuel Scherer, Die urgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Altertümer des Kantons Zug. In: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 22/4, 1920, 236–246, besonders 238 f. – Josef Speck, Neolithische und bronzezeitliche Ufersiedlungen am Zugersee. Zug 1991 (Schriften des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug 40), besonders 20. – Jb SGU 1930, 33 f.; 1931, 28.

Zug, Seestrasse 1, Wohnhaus: Umbau und Renovationsarbeiten S. Ausgewählte Objekte, 38 f.

Zug, Seestrasse 15: Aussen- und Innensanierung

Das Wohnhaus zur Gerbe an der Seeuferpromenade wurde im 17. Jahrhundert errichtet und ist an den «Chaibenturm» angebaut, der Teil der mittelalterlichen Stadtbefestigung war. Seine seeseitige Fassade im Rokokostil mit segmentbogenförmigen Fenster- und Türabschlüssen erhielt das Haus bei einem grösseren Umbau mit Erweiterung im späten 18. Jahrhundert. Ein Allianzwappen Weber-Bossard mit der Jahreszahl 1773 zeugt von dieser Epoche. Bis 1880/1890 wurde, wie bei archäologischen Grabungen in der Umgebung nachgewiesen werden konnte, das Erdgeschoss des Hauses als Gerberei genutzt. So hiess denn auch der davorliegende Platz früher Gerbeplatz.

1910 fügten die Architekten Keiser & Bracher dem Haus zur Gerbe eine neue Zeitschicht hinzu. Sie renovierten es und bauten es für die Witwe von Kaspar Weber-Moos um. Als zeittypische Zutaten dieser Epoche des Heimatstils sind im Äusseren bis heute der reich dekorierte Erker mit anschliessendem Balkon und die Überdachung der nördlichen Stiege



Abb. 47 Zug, Seestrasse 15. Innenansicht. Bei der aktuellen Sanierung restaurierte man, als Reverenz an den bedeutenden Zuger Architekten, auch die Einbauten von Hans Peter Ammann von 1987, darunter die Wendeltreppe vom Wohnraum zum Atelier im Dachgeschoss.

erkennbar. Die letzte grössere Renovation schliesslich führte der bedeutende Zuger Architekt Hans Peter Ammann durch. Er baute das Haus 1987 für sich und seine Familie als Wohn- und Atelierhaus um und lebte und arbeitete hier mit seiner Frau Ella bis 2020.

Bei der aktuellen Sanierung wurde das Haus zur Gerbe im Äusseren sanft instand gestellt. Im Inneren sollte es für eine zukünftige Vermietung zurückhaltend renoviert werden. Für die Restaurierung der Fassade haben die Restauratoren diese vorgängig sorgfältig untersucht. Der Verputz an der seeseitigen Fassade war 1975 nach dem Muster des originalen Besenwurfputzes restauriert worden. Er war bei Beginn der aktuellen Sanierung noch in einem guten Zustand und musste, wie auch der mineralische Farbanstrich, den die Restauratoren vorfanden, nur gereinigt werden. In den Fassadenbereichen direkt unterhalb des Daches konnten die Restauratoren noch Spuren der bauzeitlichen Fassung sicherstellen, die jedoch später stark überarbeitet worden waren. Diese Teile der Fassade wurden entsprechend dem Befund mit einem Besenwurf ergänzt und neu gestrichen. An der seeseitigen Fassade sind noch historische Fenster aus vergangenen Umbauetappen bis ins frühe 20. Jahrhundert vorhanden. Sie wurden saniert und ertüchtigt. Im Innern wurde ein neues Badezimmer eingebaut, zudem musste das Erdgeschoss brandschutztechnisch von den oberen Geschossen getrennt werden. Um die barocken Türen im Erdgeschoss nicht verändern zu müssen, wurden hier zur Sicherstellung des Brandschutzes neue Tore als zweite Schicht hinter den historischen Türen eingebaut.

Die beauftragten Architekten haben die gesamten Arbeiten sehr sorgfältig und mit viel Respekt für den historisch wertvollen Bestand ausgeführt. Dazu zählen nicht nur die Bauteile und Ausstattungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Auch die Ergänzungen des Architekten Hans Peter Ammann von 1987, darunter zum Beispiel eine zeittypische Wendeltreppe vom Wohnbereich in sein Atelier im Dachgeschoss, haben die Architekten als Referenz an den bedeutenden Zuger Architekten belassen und restauriert (Abb. 47).

GS-Nr. 921, Ass.-Nr. 85a.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anke Köth.

Planung und Realisierung: Guntli Architektur GmbH, Baar.

Verputzanalyse: LPM AG, Beinwil am See; Farb-/Materialuntersuchung und Restaurierung der Fassade: Fontana & Fontana AG, Rapperswil-Jona; Sanierung Sandsteinfassade: Breitenstein AG, Zug; Fenster: Haupt AG, Ruswil.

Literatur: Inventar der neueren Schweizer Architektur, 1850–1920 (INSA), 10, 1992, 534. – Tugium 1, 1985, 22; 4, 1988, 26. – Beat Aklin, Heinz Horat. Zug 1993.

Zug, Terrassenweg 1–9 und Rothusweg 1–11a: Gestaltung leitfaden

S. Ausgewählte Objekte, 40 f.

Zug, Unterstadt 20–28: Zusammenführende Betrachtung der baulichen Entwicklung

S. Forschungsbeitrag, 213–236

Zug, Unterstadt 22, «Schönbrunnerhaus»: Aussen- und Innensanierung

Das sog. Schönbrunnerhaus in der Unterstadt entstand in seiner heutigen Form im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Einzelne Mauerabschnitte reichen jedoch bis in die Frühzeit der Stadtwerdung im 13. Jahrhundert zurück. In den folgenden Jahrhunderten erfuhr das Haus immer wieder Umbauten und Neuausstattungen, darunter die Neugestaltung der Fensterfront an der Westfassade im 17./18. Jahrhundert und eine Umdisponierung des Treppenhauses im 18./19. Jahrhundert sowie Modernisierungen im 20. Jahrhundert. Bis heute stammt es aber mit Dachwerk mehrheitlich von 1521.

Die aktuelle Sanierung betraf das Innere und das Äußere des Gebäudes, das im Erdgeschoss Räume für einen Laden oder ein Atelier bietet, während in den Obergeschossen drei Wohnungen untergebracht sind, die jeweils die ganze Gebäudehöhe einnehmen (Abb. 48). Die Erschliessung der Geschosse ist, wie bereits vor der Sanierung, im mittleren Gebäudeteil untergebracht. Da dieser Bereich bereits von früheren Sanierungen stark verändert war, erschien das Vorgehen, diesen Teil neu zu organisieren, aus denkmalpflegerischer Sicht grundsätzlich richtig. Auch die Nasszellen sind in diesem Mittelteil angeordnet, sodass die historischen Räume vor grösseren Installationen bewahrt werden konnten.

Besondere Sorgfalt galt der Restaurierung der beiden gasenseitigen Räume im ersten Obergeschoss, der sog. Brandenbergstube und der Nebenstube. Sie sind beide mit ver-

schiedenartigen Wand- und Deckentäfern ausgestattet, darunter in der grösseren Stube auch eine Bohlenbalkendecke aus dem 16. Jahrhundert. Weitere wertvolle Ausstattungsteile sind im gleichen Raum eine Sandsteinsäule aus der Zeit der Renaissance und eine reich gestaltete klassizistische Holztür-einfassung. Beide wurden restauriert, wobei die Säule zunächst von vielen späteren Übermalungen befreit werden musste. Auch das Buffet aus Nussbaumholz in der Stube wurde restauriert und verblieb im Raum. In den seeseitigen Räumen des ersten und zweiten Obergeschosses fanden sich an mehreren Stellen hinter jüngeren Schichten Malereien. Im ersten Obergeschoss legte man hinter dem Wandtäfer eine figürliche Darstellung von zwei sich duellierenden Landsknechten frei, die von Fachleuten ins 17. Jahrhundert datiert wird. Zur Überraschung der Verantwortlichen fanden die Restauratoren beim Entfernen der Putzschichten im zweiten Obergeschoss weitere, bisher nicht bekannte Malereien, eine dekorative Graumalerei sowie weitere figürliche Darstellungen, darunter die Darstellung eines Ritterturniers und eine Darstellung der Krönung Marias. Die Malereien wurden sorgfältig konserviert, aber auf Wunsch der Bauherrschaft mehrheitlich wieder reversibel abgedeckt, um die Räume im Hinblick auf die geplante Vermietung der Wohnungen freier nutzen zu können. Sichtbar blieb ein dekoratives Motiv mit Tulpe, das über einer alten Türöffnung angebracht ist.



Abb. 48 **Zug, Unterstadt 22.** Gassenseitige Fassade. Das Schönbrunnerhaus, das in wesentlichen Teilen noch aus dem Jahr 1521 stammt, wurde innen und aussen umfassend saniert.

GS-Nr. 1107, Ass.-Nr. 18a.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anke Köth.

Planung: Sylvia und Kurt Schenk Architekten, Zug.

Restauratorische Untersuchungen und Restaurierungen: Fontana & Fontana AG, Rapperswil-Jona; Natursteinarbeiten: Breitenstein AG, Cham; Zimmermannsarbeiten, Bodenbeläge in Holz und Jalousien: Xaver Keiser Zimmerei, Zug; Fenster und Türen: Schmidiger AG, Baar; Schreinerarbeiten: Huwyler Schreinerei, Steinhausen; Malerarbeiten: Bär Maler AG, Zug.

Literatur: Tugium 38, 2022, 32 f. – S. Forschungsbeitrag in diesem Heft, 213–236.

Zug, Zeughausgasse 13: Bauuntersuchung, Sanierung und Umbau

Das auch als «Steinerhaus» bekannte Gebäude steht in der östlichen Häuserzeile der Zeughausgasse, in der ab 1478 begonnenen Stadterweiterung. Direkt gegenüber befindet sich die alte Münz, die einstige Münzprägestätte und langjähriger Sitz der Staatskanzleien. Das Haus Zeughausgasse 13 ist traufseitig zur Gasse gerichtet und stösst im Süden an das giebelständige Haus Zeughausgasse 15. Nördlich angrenzend, steht Haus Zeughausgasse 11, das, wie die gesamte Häuserzeile, bei der verheerenden Feuersbrunst von 1795, dem Geissweidbrand, verschont geblieben war.

Beim heutigen Haus handelt sich um einen unterkellerten und darüber viergeschossigen, zweiraumtiefen Steinbau mit einem hofseitigem Laubenanbau. Den oberen Abschluss bildet ein Satteldach mit liegendem Stuhl. Das Dachwerk, welches dendrochronologisch ins Jahr 1528 datiert werden konnte, greift in die nördliche Dachfläche des Nachbargebäudes Zeughausgasse 15 und stösst im Norden an die Brandmauer zu Zeughausgasse 11 an. Im dritten und vierten Obergeschoss liegen mehrere Balken der Gangwände im Mauerwerk des Nachbargebäudes Zeughausgasse 15, sodass davon auszugehen ist, dass zumindest diese beiden Geschosse zeitgleich wie das südliche Nachbarhaus entstanden. In die Bauphase 1528 passen auch die Fenstersäule aus Sandstein (Abb. 49) und der grosse Wandtresor in der Stube im ersten Obergeschoss. Die Fachwerkwände zwischen den Kammern des dritten und vierten Obergeschosses konnten dendrochronologisch nicht datiert werden, gehören vermutlich aber zum Umbau von 1676. Im dritten Obergeschoss erhielten sich bei den Ausfachungen wie auch an der Südmauer Wandmalereien in Form von Begleitlinien. Der Naturkeller unter dem Gebäude scheint bauzeitlich und ist aus dem Hausinneren erschlossen. Hier wurde ein gotisches Spitzbogenportal sekundär verbaut.

Die Gassenfassade mit den auffälligen Eckquadern wurde 1676 komplett erneuert, das belegt die dendrochronologische Datierung der darin verbauten, mächtigen Fenstersturzbalken aus Eiche. Die gekehlten, gotischen Sandsteingewände der Fenster im vierten Obergeschoss scheinen demnach wieder verwendet worden zu sein. In den oberen Wohngeschossen hat sich ein bedeutender Bestand an Wand- und Deckentäfern sowie Parkettböden erhalten, die in die Zeit des 18. und hauptsächlich 19. Jahrhunderts zu datieren sind. Mit dem Umbau zu einem Mehrfamilienhaus im 19. Jahrhundert dürf-



Abb. 49 Zug, Zeughausgasse 13. Die Fenstersäule aus Sandstein stammt aus dem 16. Jahrhundert. Die übrige Ausstattung der Stube im ersten Obergeschoss stammt mehrheitlich aus dem 19. Jahrhundert.

ten die rückwärtigen Lauben mit den Aborten erstellt worden sein. Das Ladenlokal im Erdgeschoss wurde in den 1950er Jahren komplett neu ausgebaut. Wohl bei diesem Umbau dürfte auch ein Sandsteinportal mit der Jahreszahl 1528 von der Hauptfassade an den hofseitigen Ausgang versetzt worden sein.

Mit der aktuellen Sanierung passte die Eigentümerschaft das Haus an neue Bedürfnisse an. Das Ladengeschoss und die ersten zwei Wohngeschosse wurden saniert, im dritten Obergeschoss und im Dachgeschoss entstand neu eine zweigeschossige Wohnung. Grundrissanpassungen, die für eine Modernisierung insbesondere von Küchen und Nasszellen notwendig waren, erfolgten insbesondere im hinteren (hofseitigen) Hausteil, der bereits in früheren Zeiten Veränderungen erfahren hatte. Dagegen sollten die strassenseitigen, repräsentativeren Räume möglichst intakt erhalten bleiben. Als Grundlage für den Entscheid zum Umgang mit den historischen Oberflächen wurde vom Restaurator eine Untersuchung der Fassungen der Innenräume erstellt. Dabei zeigte sich, dass grosse Teile der vor Beginn des Umbaus sichtbaren Ausstattung an Wand- und Deckentäfern, Türen und Böden einheitlich im ausgehenden 19. Jahrhundert angebracht worden waren. Darunter waren teilweise noch ältere Schichten erhalten, neben älteren Täfern zum Beispiel auch eine bau-

zeitlich verputzte Wand mit schwarzen und roten Strichen als Begleitmalereien im zweiten Obergeschoss. Aufbauend auf diesen Erkenntnissen, erstellten die Architekten in Absprache mit der Denkmalpflege ein Raumbuch, in dem der Umgang mit den Oberflächen an Decken, Wänden und auf den Böden gemeinsam festgelegt wurde.

GS-Nr. 1048, Ass.-Nr. 175a.

Ereignisnr. Archäologie: 2329.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Melanie Mastel und Nathalie Wey.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Raymond Kontic, Basel.
Restauratorische Farb- und Materialuntersuchungen: Stöckli AG, Stans; Malerarbeiten: Maler Matter, Baar.

Literatur: KDM ZG NA Bd. 2, 520.

Zug, Zeughausgasse 19: Bauarchäologische Kurzdokumentation während Fassadensanierung

Anlässlich der Sanierung der Gassenfassade von Haus Zeughausgasse 19 eröffneten sich der Bauforschung interessante neue Einblicke. Im Inneren des Hauses hatte bereits 1985 eine Bauuntersuchung stattgefunden. Gemäss der dendrochronologischen Datierung aus der Untersuchungskampagne von 1985 ist der Kernbau kurz nach 1524 errichtet worden. Die damals bestimmten Bauphasen liessen sich an der 2022 von Putz befreiten Westfassade bestätigen. Zudem waren eine zusätzliche Bauphase auszumachen und diverse interessante Details zu dokumentieren. Die Befunde an der Fassade belegen eindeutig, dass die ursprüngliche Liegenschaft auch das nördlich angrenzende Haus Zeughausgasse 17 umfasste. Damit ist als Kernbau ein zweigeschossiger Bohlenständerbau mit der beachtlichen Grundfläche von ca. 15 × 12 m festzustellen. Dieses Haus wird im 17. Jahrhundert um ein erstes Fachwerkgeschoss aufgestockt. Im Erdgeschoss werden die Fassade wohl zu diesem Zeitpunkt versteinert und ein neuer Hauseingang geschaffen. Ein verziertes Sandsteinportal mit

der Jahreszahl 1554 wird dabei in Zweitverwendung eingebaut. Eine zweite Aufstockung mit neuem Dachstuhl erfolgt im 18. Jahrhundert. Die Fachwerkbalken des obersten Geschosses wurden fassadenseitig rot bemalt, der untere Teil des Hauses verputzt. Weitere Um- und Ausbaumassnahmen, unter anderem eine neue Befensterung, sind ins 19./20. Jahrhundert zu datieren.

GS-Nr. 1045, Ass.-Nr. 180a.

Ereignisnr. Archäologie: 180.2.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Marzell Camenzind-Nigg.

Literatur: Tugium 2, 1986, 26, 68f.

Zug, Zugerberg, Schönfels 5, Empfangsgebäude «Institut Montana» (ehem. Trink- und Wandelhalle): Renovierung und Umnutzung

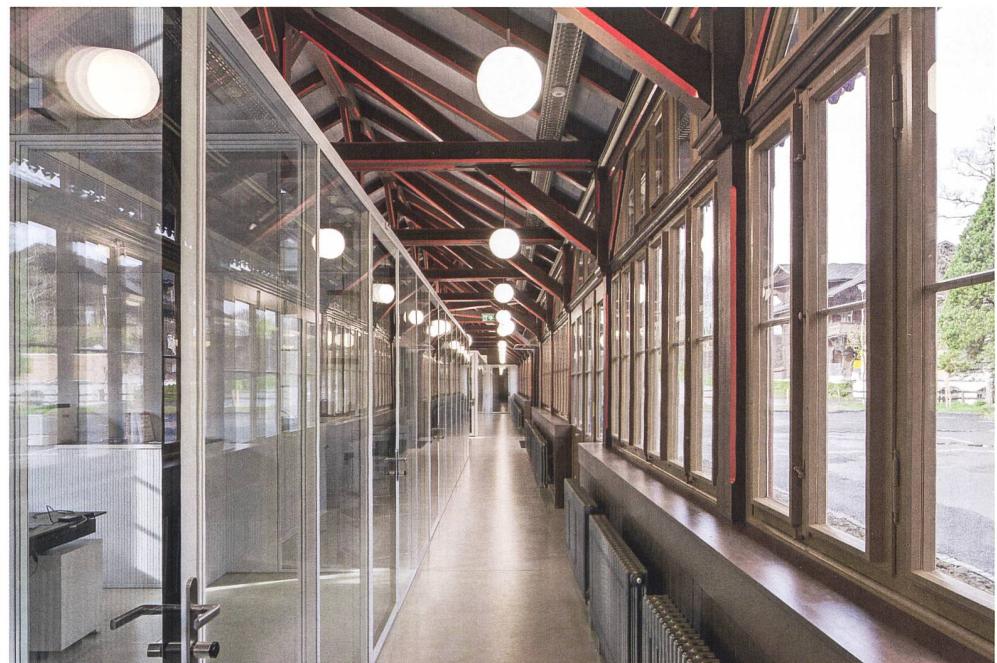
Die ehemalige Trink- und Wandelhalle des Kur- und Grandhotels Schönfels auf dem Zugerberg wurde 1870, zwei Jahre nach der Fertigstellung des Hauptgebäudes, errichtet. Der Pavillon diente als überdachter Ort bei trüber Witterung. Hier hielt man sich auf, um Milch und Molke zu trinken, lustwandelte, spielte und unterhielt sich mit anderen Gästen. Die Zeit des Grandhotels hielt jedoch nicht lange an. 1926 bezog das Internat «Institut Montana» den Gebäudekomplex, und die Wandelhalle diente von nun an als Kegelbahn und Werkstatt. Bis zur jüngsten Renovierung, die 2022 abgeschlossen worden ist, wurde das Holzgebäude über Jahre als Schreinerei genutzt. Neu befindet sich in der ehemaligen Trinkhalle das Empfangsgebäude des Internats, was für die gesamte Anlage Schönfels ein grosses Plus ist.

Der 40 Meter lange, eingeschossige Holzpavillon im Schweizer Holzstil steht auf einem massiven Sockel und ist von einem Satteldach gedeckt, die Fassade ist mit einem Mittel- und zwei Eckrisaliten gegliedert. Das in die Jahre gekommene Gebäude sollte im Rahmen der Umnutzung von der



Abb. 50 Zug, Zugerberg, Schönfels 5. Das Holzwerk wurde sorgfältig demontiert und nach der Restaurierung in der Werkstatt, um nötige Ersatzteile ergänzt, vor Ort wieder aufgebaut.

*Abb. 51 Zug, Zugerberg,
Schönfels 5. Das innere Raumkonzept besteht aus eingebauten Boxen, die jederzeit wieder entfernt werden können, ohne die historische Bausubstanz zu beschädigen.*



Werkstätte zum Empfangsgebäude wieder instand gesetzt werden (Abb. 50). Die letzten Ölfarbanstriche waren verwittert, die Dacheindeckung wies Schäden auf und einzelne Holzelemente waren so stark verfault, dass sie nicht mehr zu retten waren. Um den Pavillon zu restaurieren, wurde dieser in seine Einzelteile zerlegt und in die Werkstatt von Xaver Keiser nach Zug gebracht. Vor dem Rückbau haben die Architekten Röck Baggenstos, die Malerfirma Fontana & Fontana und die Zimmerei Xaver Keiser das Gebäude sorgfältig analysiert und zusammen mit der kantonalen Denkmalpflege die baulichen Massnahmen erarbeitet. Um die Raumbedürfnisse an die künftige Nutzung zu erfüllen, wurde das Gebäude neu vollständig unterkellert. Diesem aus denkmalpflegerischer Sicht kritischen Vorgehen konnte hier zugestimmt werden, weil sich im Verlaufe der Planung erwiesen hatte, dass der Sockel, auf dem die Holzkonstruktion stand, von Feuchte- und Salzeinwirkung so stark beschädigt war, dass er ohnehin komplett erneuert werden musste. Der gesamte Oberbau wurde sorgfältig abgebaut, in die Holzwerkstatt zur Restaurierung gebracht, dann vor Ort wieder zusammengesetzt, wo nötig, mit zusätzlichen Holzbauteilen verstärkt

und gemäss dem Befund frisch gestrichen. Die historischen Fenster sind erhalten und mittels einer Aufdoppelung ertüchtigt worden. In der bestehenden Struktur wurden in gläsernen Boxen eingebaute Büoräume untergebracht, wodurch die Holzkonstruktion des Dachs und der offene Hallencharakter vom Korridor und der zentralen Halle aus weiterhin erfahrbar sind (Abb. 51). Dank einer Hochleistungsdämmung im Dach konnte auch die äussere Erscheinung der Dachränder, mit neu interpretierten Laubsägearbeiten ergänzt, verhältnismässig schlank gehalten werden. Das von den rückseitig angebauten jüngeren Vorbauten befreite Holzbauwerk präsentiert sich nun in seiner ganzen Würde als Empfangsgebäude des «Institutes Montana» auf dem Zugerberg.

GS-Nr. 1849, Ass.-Nr. 641c.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anke Köth.

Planung: Röck Baggenstos Architekten AG, Baar.

Zimmermannsarbeiten und Bauleitung: Xaver Keiser Zimmerei AG, Zug; Malerarbeiten: Fontana & Fontana, Rapperswil-Jona.

Literatur: ZKL 1907, 28–31. – Hugo Bruggisser, Curanstalt Schönfels.

In: Zuger Neujahrsblatt 1970. – Michael van Orsouw, Sonne, Molke, Parfumwolke. In: Zuger Neujahrsblatt 2008. – Tugium 8, 1992, 38; 15, 1999, 35.